

Postverlagsort München Ausgabe

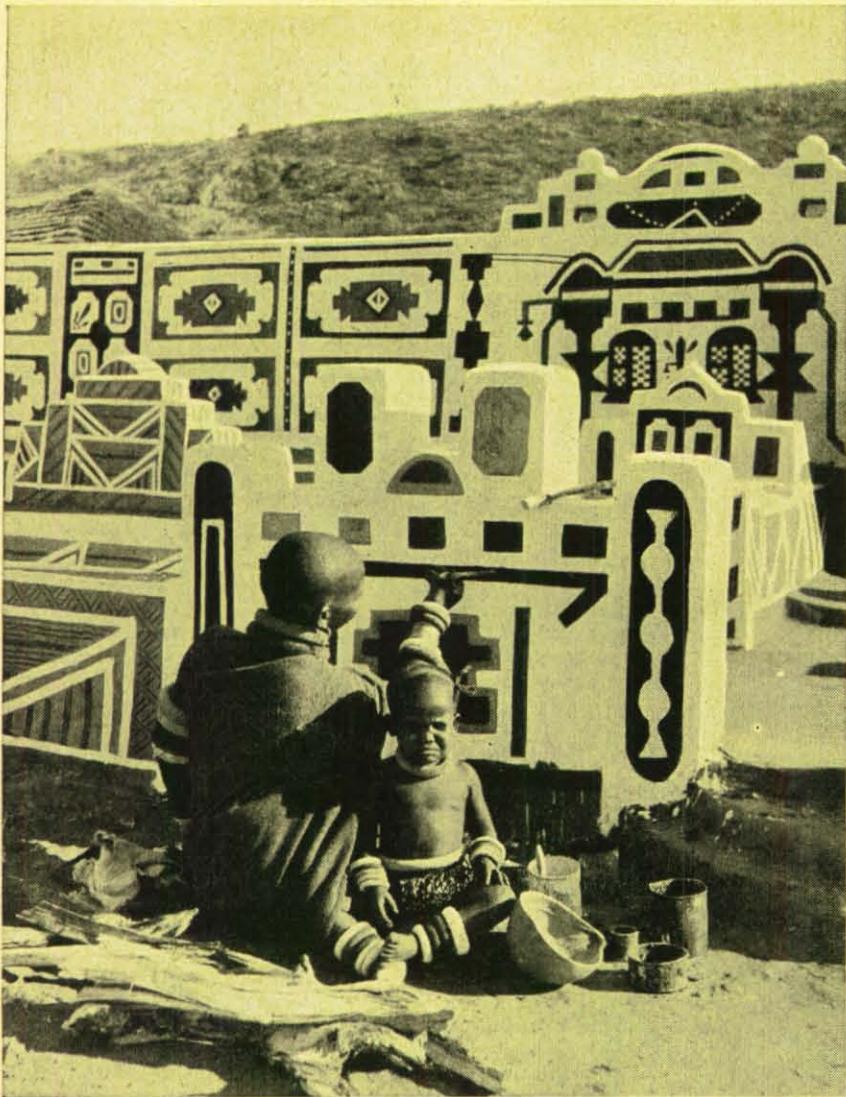
ZB

ILLUSTRIERTE

Für Menschen im Atomzeitalter



In der Steppe entdeckt:
Malende Negerinnen



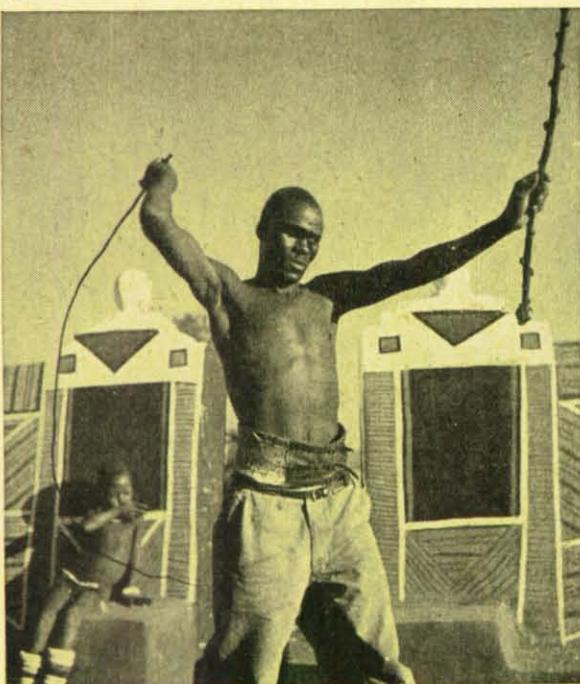
Was für unsere Frauen der Hausputz bedeutet, ist für die Ndebele-Frauen das Bemalen ihrer Häuser. In jedem Frühjahr machen sie sich mit viel Geschick und Kunstsinne erneut an die Arbeit, nachdem die großen Regengüsse der nassen Jahreszeit die Farben des vergangenen Jahres restlos abgewaschen haben. Immer erfinden sie neue Ornamente.



Im Süden Afrikas zu Hause sind die Ndebele. Sie bilden den kleinsten, aber auch den reichsten Stamm der Bantu-Gruppe. Sie siedeln in Süd-Rhodesien und Transvaal bis dicht hinunter nach Pretoria. Die Ndebele-Frauen verstehen es nicht nur, ihre Häuser dekorativ zu bemalen, sondern wissen auch sich selbst mit viel Geschmack festlich zu schmücken.



Nur das Wochenende verbringen die Männer im Kreise ihrer Familie. Die Woche über leben sie in elenden Quartieren in Pretoria oder Johannesburg, wo sie als Gepäckträger, Bierverkäufer, Packer und Austräger arbeiten. Da sie gut verdienen, aber sehr anspruchslos sind, ist der Reichtum dieses seltsamen Volkes durchaus verständlich.



In der Steppe entdeckt:

Malende Ne

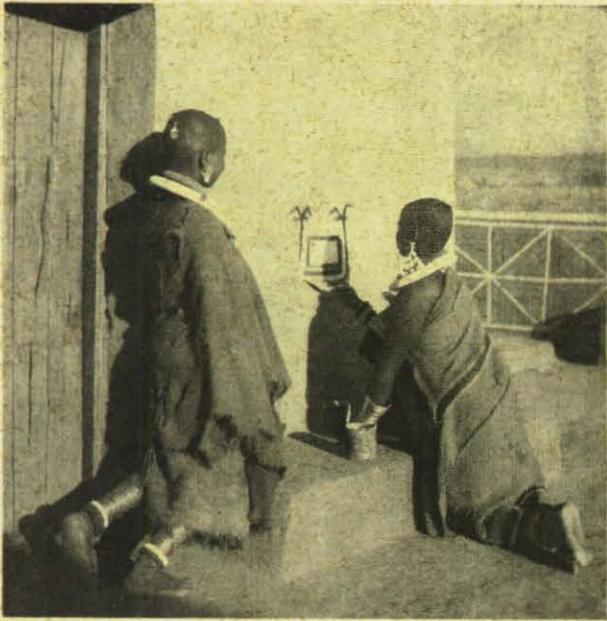
In Johannesburg hatte ich bei meiner Ankunft auf dem Bahnhof einen farbigen Gepäckträger kennengelernt. Wir sprachen ein paar Worte miteinander, und ich erfuhr, daß er zum Stamme der Ndebele gehörte. „Sie müssen sich mein Dorf ansehen“, sagte er eifrig, als er hörte, daß ich Reporter sei. „So etwas haben Sie noch nicht gesehen.“ Ich ließ mich überreden und fuhr zum nächsten Wochenende mit ihm in die Steppe hinaus. Alle meine Erwartungen wurden übertroffen. Die Begegnung mit den malenden Frauen der Ndebele war ein wirklich einmaliges Erlebnis.



Eine Reportage aus dem Herzen Afrikas

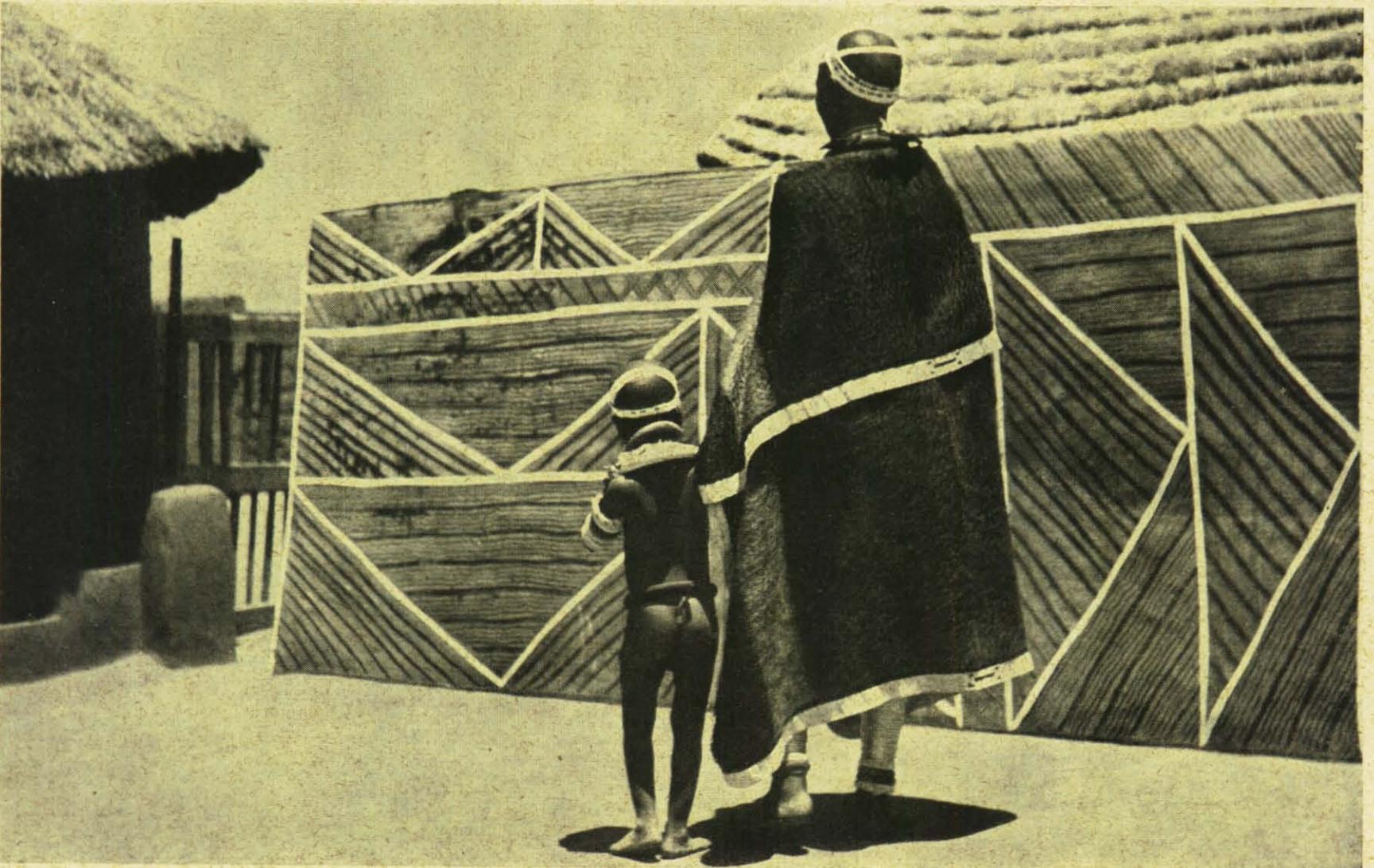
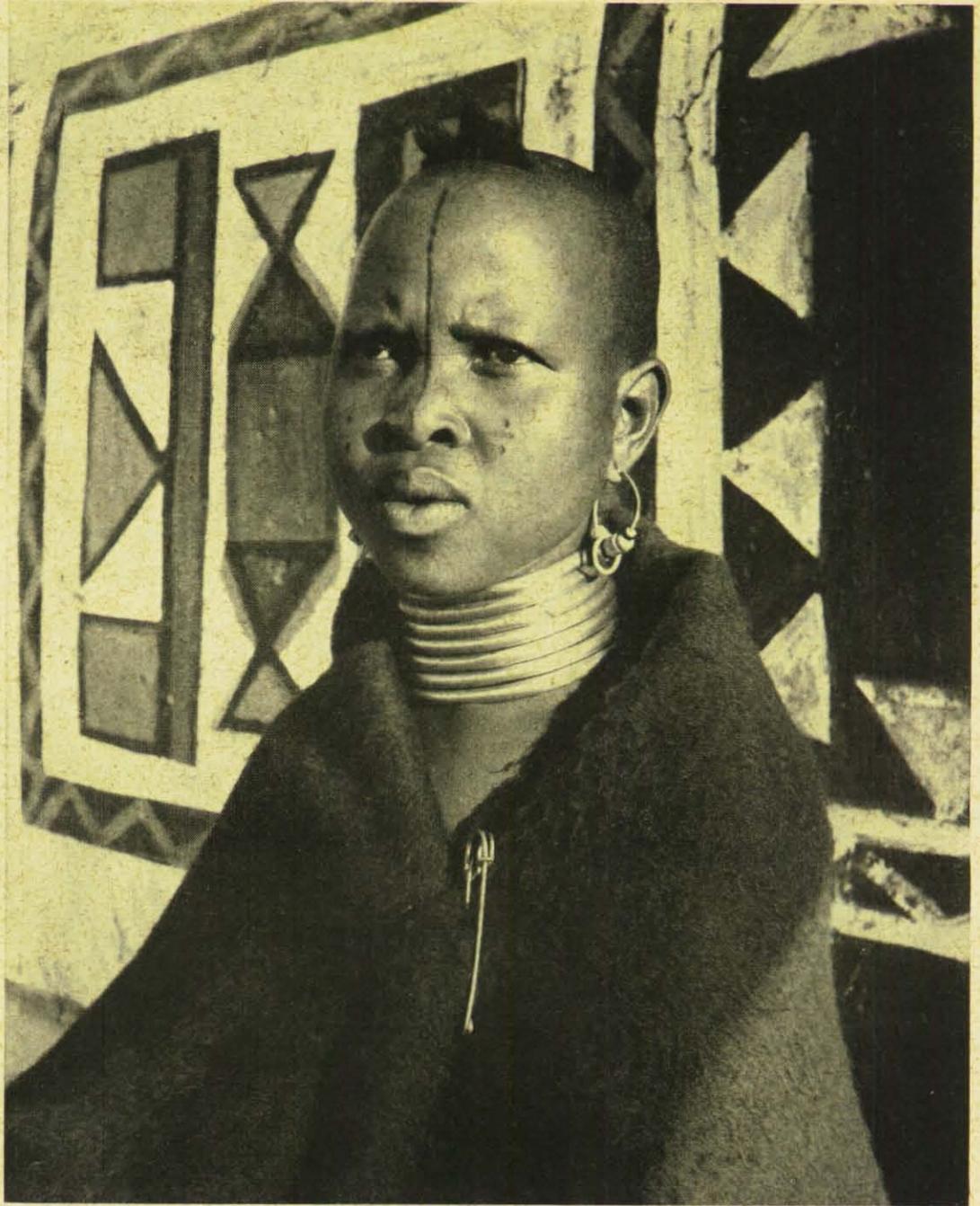
Etwa 200 Negerstämme umfaßt die Gruppe der Bantu-Völker, von denen die Ndebele wohl der kleinste, aber auch der reichste ist. Die Bantus leben in Süd- und Mittelafrika und zählen insgesamt etwa 35 Millionen Köpfe. Ein wichtiges Merkmal der untereinander nah verwandten Bantu-Sprachen ist die Einteilung der Hauptwörter in Klassen. Mit dem Auftreten der Mission entstand eine christliche Literatur in den verschiedensten Bantu-Dialekten. Dabei handelt es sich vor allem um Bibelübersetzungen. Wenn die Männer durch den ständigen Umgang mit Weißen fast schon europäisch sind, haben die Frauen der Ndebele ihre Tradition bewahrt.

gerinnen



▲ **Früh üben sich** auch die jungen Mädchen in der Kunst des Malens. Von Kind an haben sie ihren Müttern bei jeder neuen Frühjahrsbemalung zugesehen und werden einst die alte Tradition fortsetzen. Hier herrscht gute Arbeitsteilung: die Männer schaffen und die Frauen können sich künstlerisch betätigen.

► **Ein rätselhafter Ausdruck** liegt in dem Gesicht dieser Ndebele-Frau, die sich von unserem Reporter vor der soeben beendeten Malerei auf ihrer Hauswand fotografieren ließ. Den fremdartigen Schmuck, den sie an Hals und Ohren trägt, hat sie selbst entworfen und mit einfachem Werkzeug hergestellt.



Atomzeitalter - wohin?

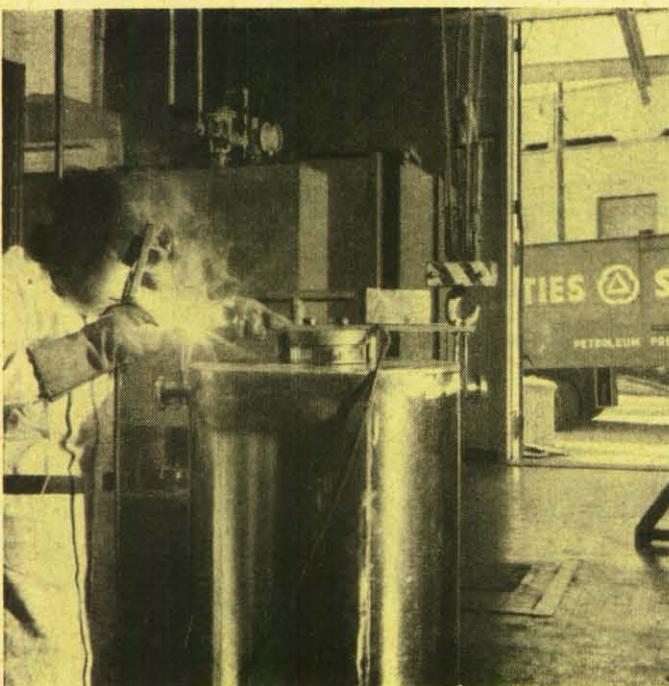
Zum Leben -
zum Tode?



◀ Auf dem Wege zur Arbeit befindet sich eine Ladung von radioaktivem Kobalt 60. Es wird nach Cranbury transportiert, in die neubauten Laboratorien der Cities Services. Dieses Kobalt 60, das in einem Atomofen radioaktiv gemacht wurde, gibt Gammastrahlen ab. Diese vermögen u. a. einige bisher noch unenthüllte Geheimnisse des Erdöls zu entschleiern. Das Laboratorium in Cranbury arbeitet Methoden aus, um die Wirkung der Gammastrahlen bei der Aufbereitung des Erdöls und beim fertigen Produkt zu erforschen. Das Kobalt ist zunächst ein Metall, das die üblichen Metalleigenschaften besitzt. Wird es künstlich radioaktiv gemacht, so sendet es Gammastrahlen in großer Menge aus. Diese lassen sich zu den verschiedensten Zwecken benutzen, z. B. zur Kontrolle des Materialverschleißes bei einer Maschine. In dem riesigen Transport-„Käfig“ befinden sich sechs Stück radioaktives Kobalt vom Gesamtgewicht von nur drei Pfund. Alles andere an dem mächtigen Kasten dient der Abschirmung und versperrt den Strahlen den Weg nach außen. Einer der beiden Techniker arbeitet mit den künstlichen Händen am Beobachtungsfenster, sein Kollege prüft, ob der Käfig auch wirklich „dicht hält“. Schutz der mit dem Material Beschäftigten und der Umwelt ist oberstes Gebot im Umgang mit strahlendem Material, wo immer Menschen mit ihm arbeiten müssen.

Die Menschheit, die jetzt den Schritt in eine neue Ära, in das Atomzeitalter, getan hat, hat ein Neuland betreten, das noch voller Geheimnisse ist, voller Verheißung, aber auch voller Bedrohung. Beide liegen als Möglichkeiten vor uns; es steht bei uns, ob wir Nutznießer der Wohltaten oder Opfer der Gefahren werden. Die Antwort auf die Frage „Atomzeitalter — wohin?“ liegt in unserer Hand. Die Gefährdung, welche die Atomkraft in unsern Händen birgt, ist uns allen bekannt, als die ersten Atombomben fielen: Lang währendes Siechtum und die noch weit schlimmeren, auf Generationen hinaus wirkenden Folgen, die sich aus der Erbschädigung durch Strahlen ergeben, zeichneten sich nach dem Angriff auf Hiroshima ab. — Die Hoffnung, die das Atomzeitalter uns gibt, ist die

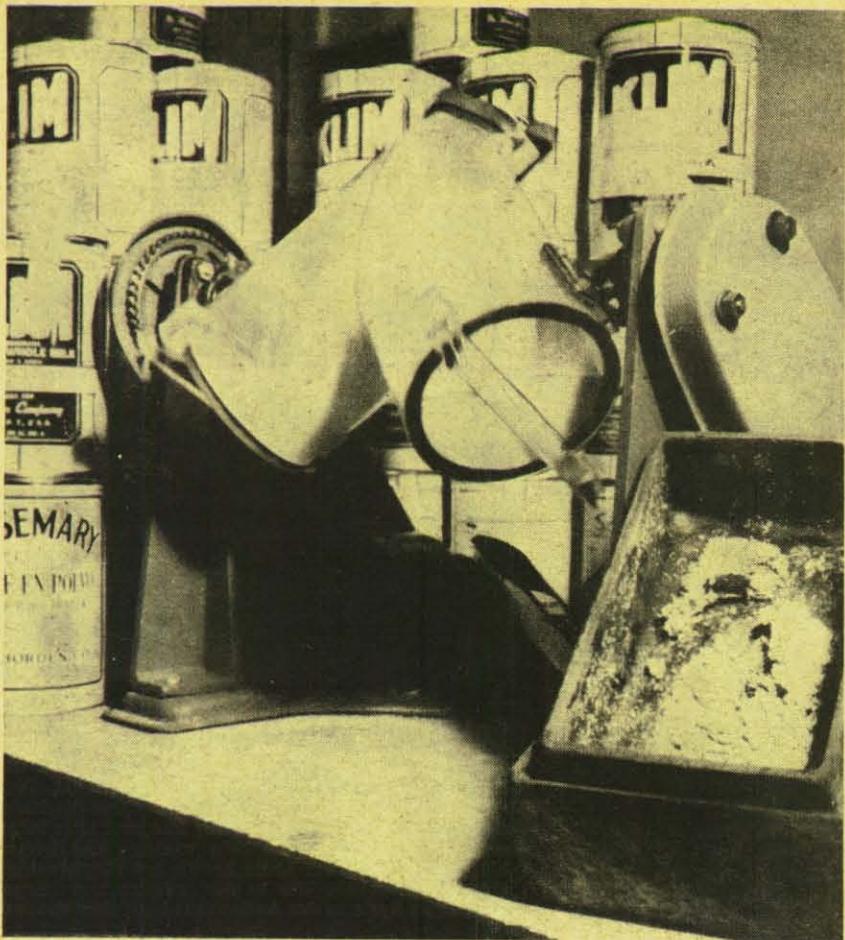
auf die Verbesserung und Erleichterung unseres täglichen Lebens. Im Kampf gegen den Krebs haben sich atomare Strahlen bewährt, radioaktive Isotopen verbessern die Landwirtschaft und die Pflanzen- und Tierzucht, sie verkürzen und verbilligen die wichtigsten Prüfverfahren der Industrie. Atomenergie wird den Kohlendioxid ausgleichen und uns, wenn die uns bisher geläufigen Energiequellen erschöpft sind, sie zu bändigen und nur in den Dienst friedlicher Betätigung zu stellen. Andernfalls allerdings liefert er sich einem Feinde von unüberwindlicher Zerstörungskraft aus. Es mag hoffnungsvoll stimmen, daß die Versuche zur friedlichen Nutzung der Atomkräfte in aller Welt ständig zunehmen.



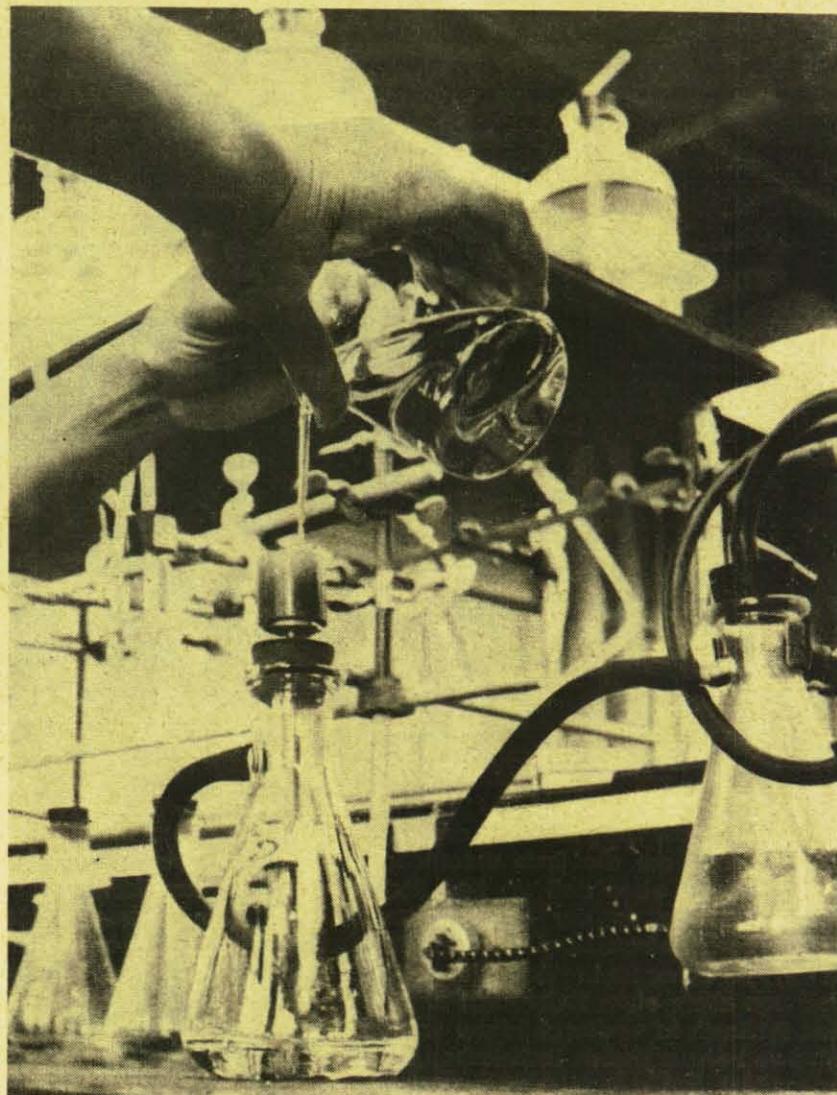
◀ Reisevorbereitungen für das Kobalt 60. Blei ist für radioaktive Strahlen undurchlässig und daher geeignet, radioaktives Material unter strahlensicherem Verschluss zu halten. Hier wird der Bleimantel zugeschweißt, unter dem geborgen das gefährliche Material sich auf die Reise begibt.

Hinaus mit ihm! Jetzt wird der Bleimantel mit seinem Inhalt auf den Weg gebracht. Die sechs Stück Kobalt, die nach Cranbury geschickt werden, senden eine Strahlenmenge aus, die um das Doppelte größer ist als die des Radiumvorkommens in der Welt. Der Mensch überbot die Natur.



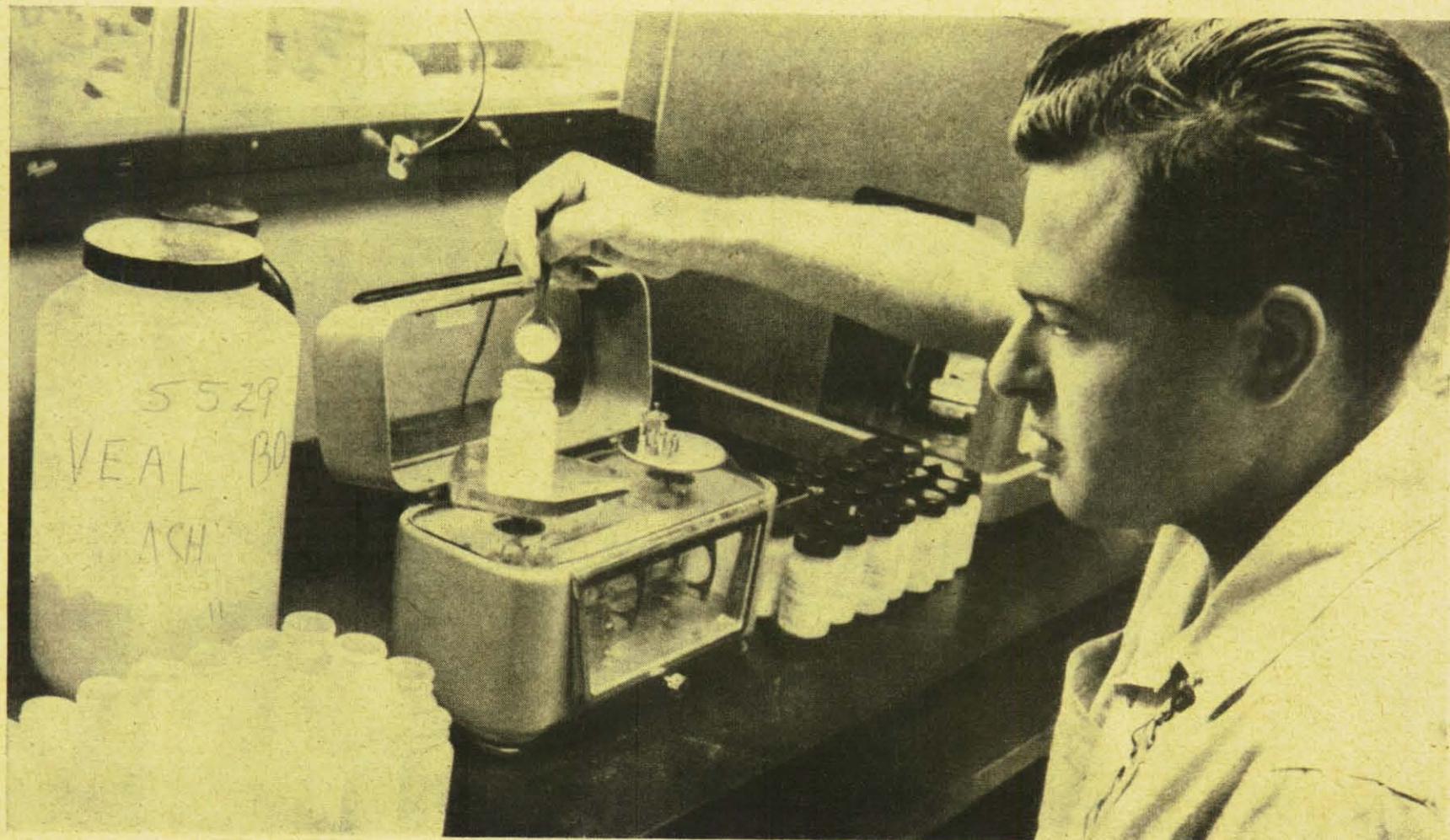


Der Kampf gegen die Feinde aus der Welt der Atome wird vom Menschen mit allen Mitteln geführt. Einer dieser Feinde „fällt vom Himmel“: es ist das radioaktive Strontium 90, das nach Detonationen von Atom- und Wasserstoffbomben frei wird. Es wird in die hohen Schichten unserer Atmosphäre geschleudert, sinkt aber nach einer Weile zu Boden und gelangt mit den Niederschlägen auf den Boden, in Pflanzen, in das Wasser und auch in Tiere, die es mit ihren Nahrungspflanzen aufnehmen. Immer, wenn vom radioaktivem Regen die Rede ist, ist das Strontium 90 im Spiele. Es zerfällt nur langsam und entläßt seine schädliche Strahlung daher noch lange Zeit. Es wird im Knochenystem abgelagert und verändert das Knochenmark, das dann für die Blutbildung ausfällt. Auf dem Wege des Experiments versucht man, Mittel für den Kampf gegen das Strontium 90 zu gewinnen. Hier filtert man einen Niederschlag von Strontium 90, ehe man ihn mit dem zu analysierenden Produkt in Verbindung bringt. Nach 14tägiger Einwirkungsdauer mißt man den Grad der Radioaktivität, die der Prüfstoff angenommen hat.



Zwei Stunden lang wird die Asche des Milchpulvers auf unserem Bild geknetet, bevor sie in den Zähler wandert, um analysiert zu werden. Einen Feind kennen, heißt, ihn bekämpfen können. Solange die Atomwaffenversuche nicht eingestellt werden, muß genau geprüft werden, ob die Menschheit nicht in Gefahr ist. Die UNO hat einen Atomrat gebildet, eine internationale Organisation, die in ihren Laboratorien ein Standard-system für die Messung niedergehender radioaktiver Elemente ausarbeiten wird.

Verdächtige „Kalbshaxen“ unter Kontrolle. Es ist möglich, daß auf dem Umwege über Pflanzen, die radioaktiven Niederschlägen ausgesetzt gewesen sind, oder mit dem Trinkwasser die weidenden Kälber Strontium 90 aufgenommen haben. Hier werden Kalbsknochen auf ihren etwaigen Strontiumgehalt hin untersucht. Man hat sie zu Asche verbrannt, diese wird gewogen, ehe sie dem Zähler vorgelegt wird. Er mißt den Strahlenghalt und gibt Auskunft, ob und in welcher Menge diese Knochen strontium-90-haltig sind.



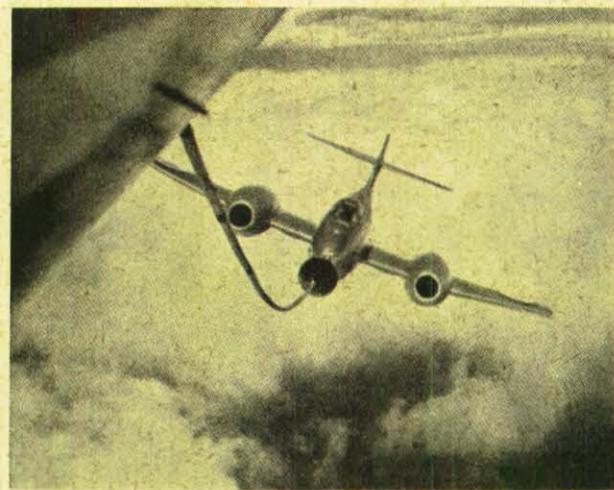
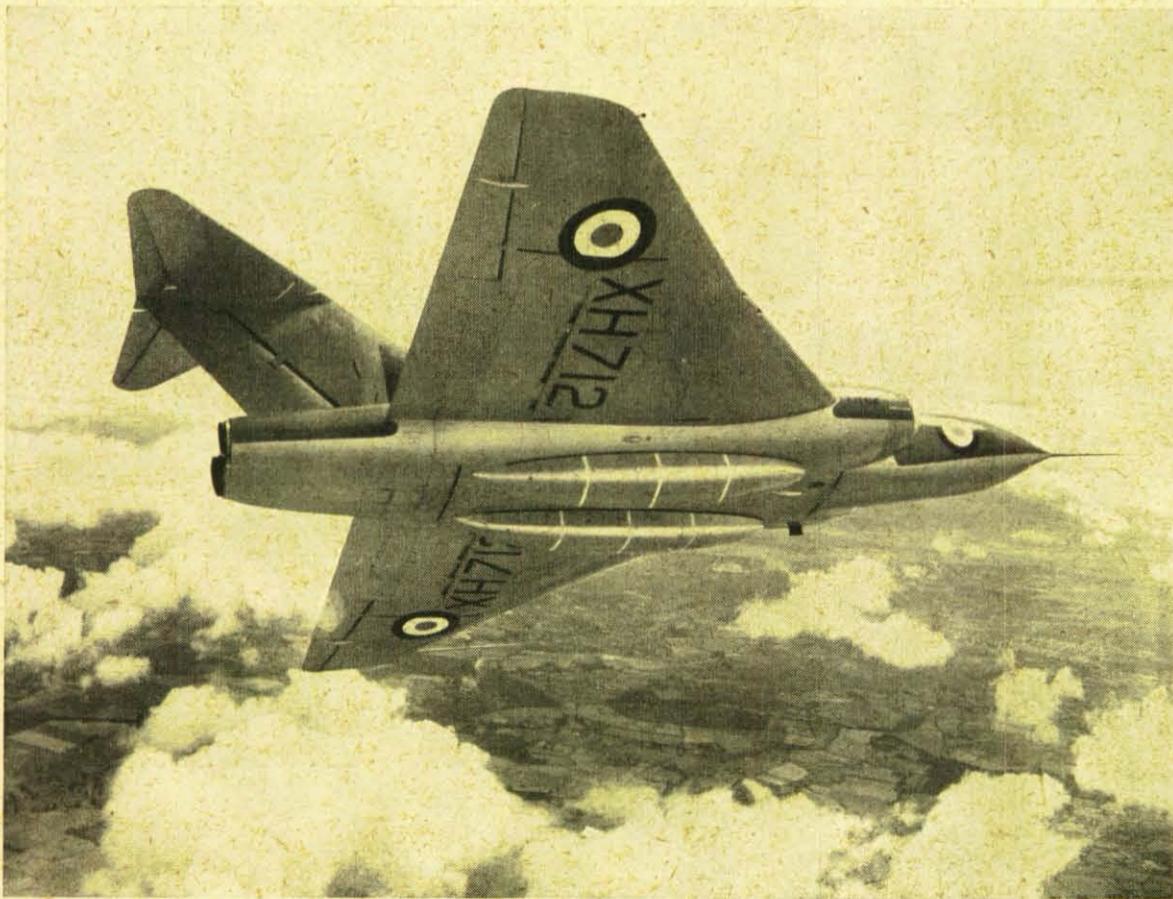
LUFT-TANKER

Die ZB setzt mit dieser Reportage über eine bedeutsame Neuerung in der Fliegerei ihre Eigenberichte aus Farnborough fort.



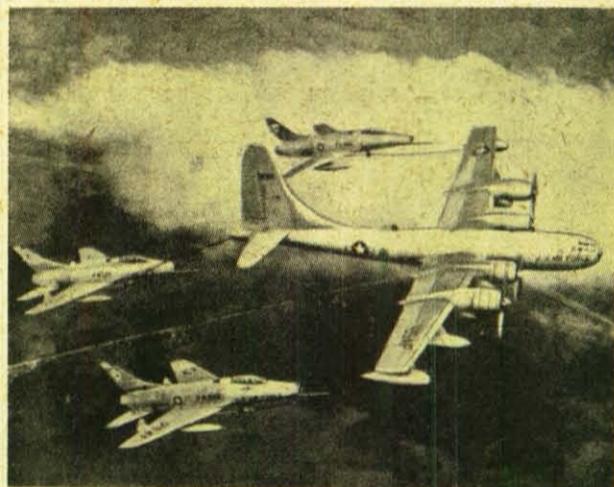
Als die „Lucky Lady II.“ ihren ersten Nonstopflug rund um die Erde unternahm, wurde sie mehrmals, ohne daß sie ihre Route unterbrechen mußte, in der Luft aufgetankt. Seit dieser Versuch bewiesen hat, daß das Tanken in der Luft sicher und reibungslos vor sich geht, daß vor allem ohne Zeitverlust auch während des Auftankens weitergeflogen werden kann, wird von dieser neuen technischen Möglichkeit besonders bei der Militärfliegerei mehr und mehr Gebrauch gemacht. Fernaufklärer, die über den Eiswüsten des Polargebiets patrouillieren, sind nicht mehr von Flugbasen abhängig.

Ihnen wird von irgendeinem Stützpunkt ein Lufttanker entgegengeschickt, der sie mit neuem Treibstoff versorgt. Auch Wetterflieger, die enorme Distanzen zu bewältigen haben, sind wegen des Nachtankens nicht mehr auf Landeplätze angewiesen. Die Flugzeugschau in Farnborough, von der unser Redaktionsmitglied den Lesern der ZB bereits mehrfach berichtete, bewies ebenfalls, daß bald auch Passagierflugzeuge auf Fernstrecken während der Reise ihren Brennstoff erneuern und damit interkontinentale Routen ohne Zwischenlandungen schneller als bisher bewältigen werden können.



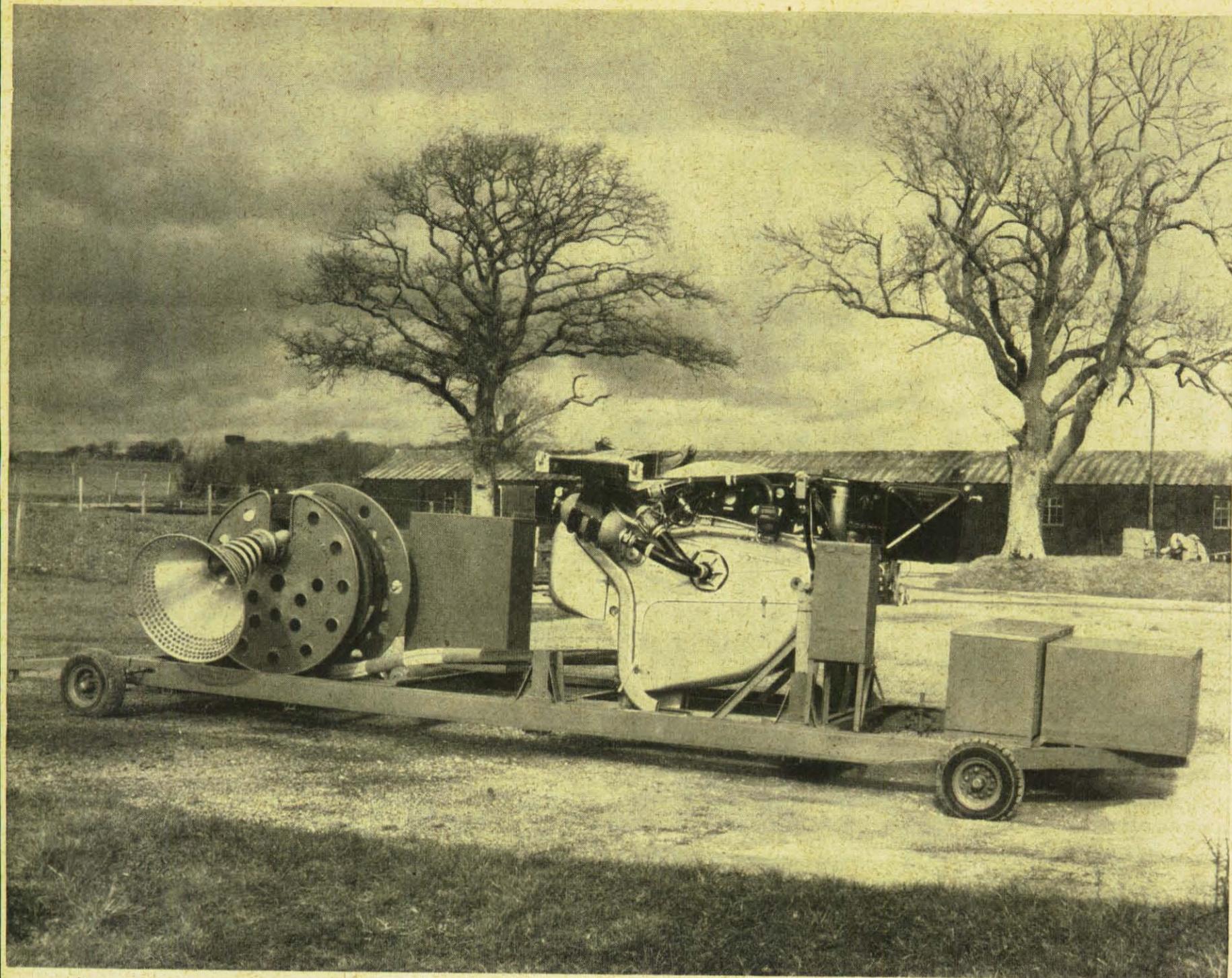
Bei Schalltempo mit dem „Schnuller“ Wie ein Baby nimmt sich der Düsenjäger den „Schnuller“ und trinkt seine flüssige Nahrung, bis er satt ist. Es handelt sich hierbei durchaus nicht um ein akrobatisches Experiment, das zeigen soll, was in der Fliegerei alles möglich ist, sondern dies hier ist der sehr wichtige und lange ausgeklügelte Vorgang des heute bereits auf Flugfernstrecken im zivilen Luftverkehr wie in der militärischen Fliegerei angewandten Systems des Auftankens hoch über uns in der Luft.

Zusatztanks aus Plastik 450 Liter Brennstoff faßt dieser zigarrenförmige Zusatztank, den das Bodenpersonal in diesem Augenblick vor dem Start unter einem der Flügel eines Hawker-Hunter befestigt. Diese Tanks bestehen aus einer unbrennbaren Plastikmasse und haben dieselbe Festigkeit und dasselbe Gewicht wie die bisher gebräuchlichen Reservetanks aus Leichtmetall. Die Bristolwerke, die diese Neuerung in Farnborough zum erstenmal zeigten, stellen solche Tanks in sechs verschiedenen Größen her. Der kleinste kann 225, der größte 2275 Liter Treibstoff in wenigen Minuten aufnehmen.



Drillinge an der „Mutterbrust“ Nicht ein Flugzeug allein findet am Tanker Platz, hier sind es gleich drei Maschinen, die ihren Durst zur selben Zeit an der „Mutterbrust“ stillen. So einleuchtend und einfach sich dieses Auftanken in der Luft zu vollziehen scheint, so schwierig und lang war der Entwicklungsweg. Bis 1923 reichen die Versuche zurück. Damals mußte der Pilot die Füllschlauch einer über ihm fliegenden Maschine auffangen und ihn mit der Hand an der Tanköffnung befestigen, ehe der Brennstoff aus dem einen in das andere Flugzeug fließen konnte. Es war eine waghalsige Manipulation, die sehr viel Geschicklichkeit erforderte. 1934 zeigte man in Farnborough ein bereits wesentlich verbessertes System, das sich aber auch nicht durchzusetzen vermochte. Als vor Beginn des zweiten Weltkriegs regelmäßige Atlantikflüge zwischen Southampton und New York eingerichtet wurden, war das Auftanken in der Luft bereits selbstverständlich.

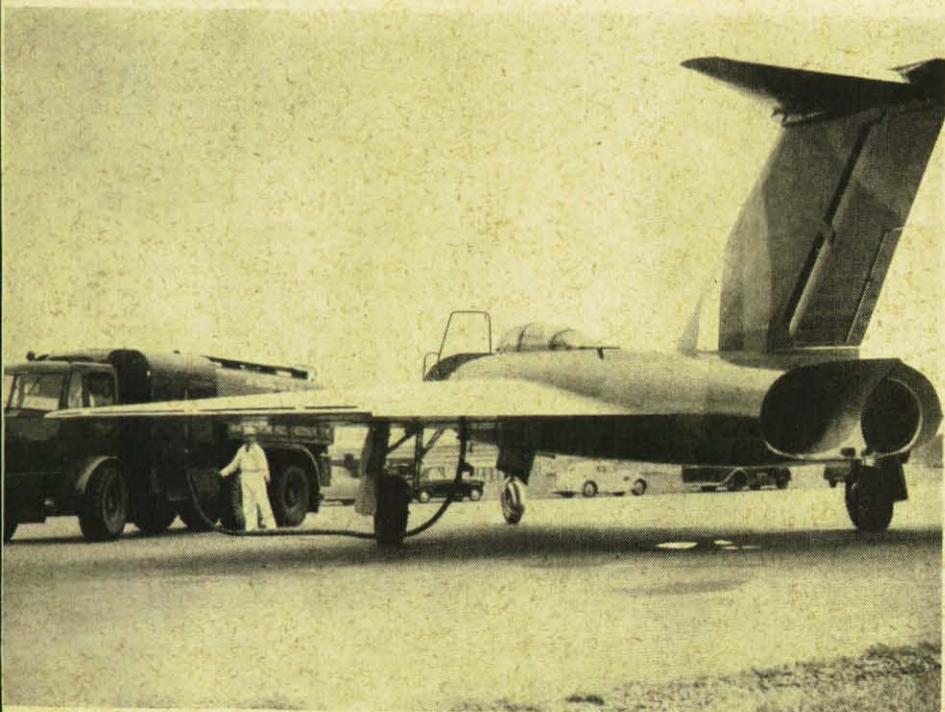
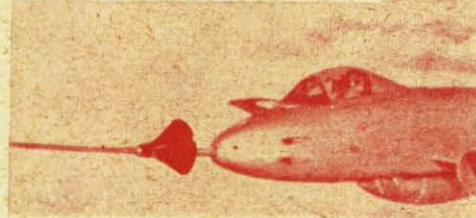
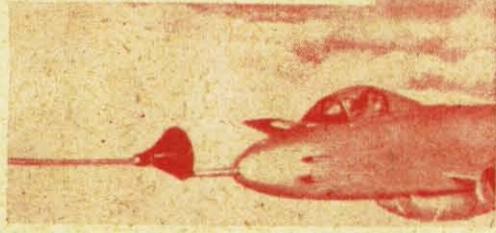
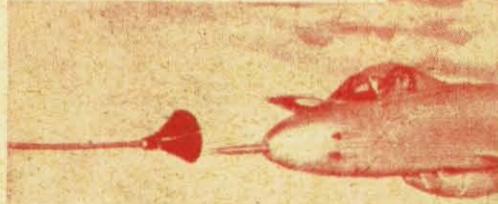
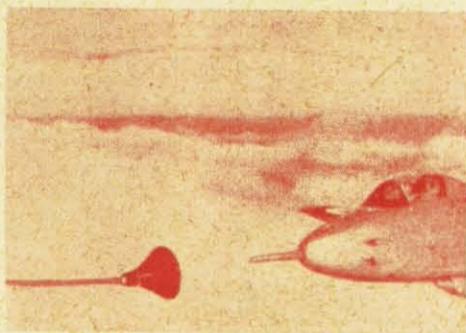
Reserven für den Fernflug Einer der modernsten und besten Allwetterjäger der RAF ist diese Gloster-Javelin-Maschine in Delta-Form. Ihre rechts und links des Rumpfes liegenden Staustrahltriebwerke sowie das darüber angebrachte Raketenaggregat geben ihr bedeutende Geschwindigkeiten. Der enorme Brennstoffverbrauch macht auf Fernflügen die Mitnahme von riesigen Zusatztanks erforderlich. Sie sind in der Mitte unter dem Rumpf montiert und können, sobald sie leer geworden sind, abgeworfen werden. Bei kürzeren Einsätzen nimmt dieser Jäger statt der Reservebehälter mehrere Abwehrraketen mit, die seine Feuer- und Vernichtungskraft wesentlich erhöhen.



Die Ausrüstung der großen Luft-Tanker In jeden Bomber wie überhaupt in jedes größere Flugzeug ist dieser Mechanismus nach wenigen Montagestunden bequem einzubauen, wodurch die Maschine zum Luft-Tanker wird. Für den Piloten bedarf es nur einer kurzen zusätzlichen Ausbildung, um ihn für die Operation des Betankens anderer Flugzeuge sattelfest zu machen. Im Grunde ist die hier gefundene Lösung denkbar einfach. Die am Ende des 20 bis 30 Meter langen Füllschlauches befestigte Tube nimmt im Fluge die Sonde an der Spitze des zu betankenden Flugzeugs auf, und schon strömt, den Piloten beider Maschinen durch automatisch funktionierende Lichtsignale erkennbar, der Treibstoff aus dem Tanker durch den ausgeworfenen Füllschlauch in die Leitung des benzindurstigen Flugzeugs. Den eigentlichen Vorgang in der Luft veranschaulichen in vier Phasen die nebenstehenden Fotos.

So geht das vor sich:

Der Tanker hat den Füllschlauch von der Seilwinde abgespult. Der Jäger versucht mit seiner Sonde in die Tube (den „Schnuller“) hineinzustoßen. Sobald das geglückt ist, bleibt die Sonde so lange festgeklemmt, bis der Tank gefüllt ist.



← Konventionelles Tanken

Neben dem Tanken im Fluge oder der Mitnahme von zusätzlichen Tanks wird es nach wie vor bei der Brennstoffaufnahme am Boden vor dem Start bleiben. Der Spezialtankwagen auf unserem Bild pumpt 2250 l Brennstoff pro Minute in die Tanks dieses modernen Düsenjägers.



Ich war in

MEKKA

Copyright: Gebr. Weiß Verlag, Berlin-Schöneberg

2. Fortsetzung

Aus ihren Worten, mehr noch aus ihren sprechenden Bewegungen ersehe ich, daß der Besitzer des braunen Cadillacs nicht im Dorfe wohnt; er kommt nur hie und da her, um sich mit Kölnischwasser zu betrinken, ein Laster, das in Saudiarabien nicht so sehr selten ist. Es wird ziemlich offen darüber gesprochen, sobald die Polizei nicht in der Nähe ist.

Jeder Harem strahlt Frieden und Ruhe aus und bald ist auch hier die erste Aufregung verebzt. Die Frauen fangen jetzt an, mein beblumtes Nylonkleid zu studieren, dann kommen sie zu meiner Unterwäsche, und zwar so gründlich und eingehend, daß ich mich endlich etwas wehren muß. Das sind aber Haremssitten, in den Hütten der Wüste genauso wie in den Palästen: sobald mehrere Frauen zusammen sind, werden sie von einer lustigen und kindlichen Unverschämtheit, über die sie selbst als erste lachen müssen.

Vor dem Harem, das Wort bedeutet Heiligtum, macht jede Sorge halt. Ich habe nicht eine einzige Moslemfrau kennengelernt, die gewußt hätte, wieviel ihr Kleid, ihre Wohnung und ihr Essen kostet. Bei den reichen Leuten gehen nämlich die Diener einkaufen, bei den armen der Hausherr persönlich. Wenn der Mann mehrere Frauen besorgt, nach dem Koran ist es ein Scheidungsgrund, wenn der Gatte der

Marcella d'Arle, die diesen interessanten Bericht schrieb, weiß, daß Tod und Verderben jede Christin erwartet, die in die Heilige Stadt der Mohammedaner eindringen will. Dennoch wagt sie es. Mit der Meilaia, dem großen, schwarzen Umschlagtuch der Ägypterinnen bekleidet, macht sie sich von Dschidda aus auf den Weg. Zweimal muß sie aus Taxen aussteigen, weil man sie als Christin erkennt. Durch den betrunkenen Fahrer eines Privatfahrzeugs gerät sie in Lebensgefahr. Auf ihre Hilferufe eilen Männer herbei, die sie in einen Harem schafften. Dort wird sie von den mitleidigen Araberfrauen betreut.

einen Frau zum Beispiel einen Teppich kaufen, der anderen nicht.

Die saudiarabischen Männer aber bemühen sich nach Kräften, Gerechtigkeit zu üben und ich habe oft gesehen, auch bei den oberen Zehntausend, wie sich die vier Gattinnen des gleichen Mannes wunderbar miteinander vertrugen. Die Eifersucht muß nicht eine gar so große Qual sein, denn einmal sagte mir die bekannte Frauenrechtlerin Doria Shaufik in Ägypten, die aber selbst gegen die Vielweiberei kämpft: der schönste Tag im Leben meiner Großmutter war, als sich der Großvater endlich . . . eine zweite Frau nahm. Da hatte sie eine Freundin, mit der sie plaudern konnte. Natürlich gibt es auch hier eifersüchtige Frauen, aber im allgemeinen ist die Stellung der Frau zu festigen. Sie räumt nämlich gründlich auf mit mancher Unsitte, es gibt hier keine Mätressen, keine Wochenendkameraden, keine verführten Mädchen und keine alten Jungfern.

Groß ist auch die Wirkung der Mitgift, die nach dem Gebot des Korans der Bräutigam bezahlen muß. Denn

man bemüht sich meist, das hoch einzuschätzen, was man teuer bezahlt hat.

Genau wie die Kinder, macht sie auch gerne Geschenke; jede Besucherin im Harem erhält ein kleines Andenken, das unter Umständen auch ein großes Andenken sein kann, Perlen und Rubine, wie ich manchmal selbst bekam.

„In achtundzwanzig Jahren“, sagte mir einmal der Polizeipräsident von Dschidda, „habe ich nie eine Frau wegen eines richtigen Verbrechens verhaften müssen. Nur unglückliche und seelisch oder körperlich kranke Menschen werden zu Verbrechern. Unsere Frauen aber sind glücklich. Es hat in Saudiarabien noch nie Frauengefängnisse gegeben, und es gibt auch heute noch keine.“

Die echte Araberin hier ist sehr fromm. Nie wird sie, ob sie Königin oder Bettlerin ist, eines der vorgeschriebenen fünf täglichen Gebete vernachlässigen, bei denen sie die alten Gebote, die bei allen Religionen gleich sind, immer wieder hört:

Sei nützig, geduldig, edel, liebe deinen Nächsten, vergib ihm seine Sünden.

Frisch, wie neugeboren, kehrt die Frau dann in den Alltag zurück, wie ich selbst oft mit Staunen und Ergriffenheit gesehen habe. Gelassen und ruhig geht sie dann ihrer Arbeit nach. Ich habe Moslemfrauen gesehen, die manchmal acht sogar zehn Kinder betreuen mußten. Und es ging alles glatt und friedlich zu, ohne Schelten und ohne Hast.

„Ana mobsuta ktir el Hamdu lillah“, ich bin sehr glücklich. Diese Worte wird jede Mohammedanerin immer wieder sagen, auch am Tage, an dem ihr Sohn gestorben ist oder ihr Mann sein Vermögen verloren hat. Denn „es bleibt noch immer etwas, wofür man Gott danken kann“.

Auch die Männer anerkennen diese Weisheit und Seelengröße, denn das Wort „Harem“ Heiligtum, bezeichnet gleichzeitig das Frauengemach, die Frau und das höchste Heiligtum des Islams, den Platz um die Kaaba.

Der kleine Harem um mich hat wieder seinen gewohnten Lebensrhythmus gefunden, die Kinder halten auf den kühlen Strohmatten ihr Mittagsschlafchen, die junge Frau mahlt in einer kupfernen Mühle Kaffee, während die Schwiegermutter beim Fenster sitzt und weiße Wolle zu dünnen Fäden dreht. Die Nachbarinnen haben das Zimmer verlassen, nur ich bin geblie-

ben und weiß nicht, was mit mir geschehen wird, denn Dschidda ist sehr weit und es gibt im Dorfe bestimmt kein zweites Auto. Solange habe ich gekämpft, um hierher zu kommen und jetzt sieht alles so hoffnungslos aus.

Genau acht Monate habe ich um das saudiarabische Einreisevisum gekämpft. Zuerst in Kairo, wo ich nach fünf Wochen zurückgewiesen wurde, weil ich eine Frau sei, was schließlich der Konsul schon bei meinem ersten Besuch hätte ahnen können. Ich fuhr dann nach Beyruth, Damaskus, Istanbul, Bagdad, Amman . . . rund 30 000 Kilometer kreuz und quer durch den Nahen Orient, immer in der Hoffnung, einen frauenfreundlicheren Konsul zu finden. Das kostet alles viel Geld, ich aber ließ nicht locker. Ich sprach in jedem Radiosender, ich schrieb in jeder Zeitung, dann war ich in Jordanien Gast der Königin Zein und in Kuwait des Emirs Abdullah Mubarak.

„Wohin wollen Sie fahren?“ fragte mich Seine Hoheit vor meiner Abreise. „Heim, nach Wien“, sagte ich und wußte nicht, mit welchem Geld.

Aber am nächsten Tag gab mir der Sekretär des Prinzen einige Fahrkarten, die mich per Flugzeug erster Klasse bis nach Wien bringen konnten. So sind eben die Sitten in Kuwait. Hätte ich gesagt, daß ich nach Basrah wolle, eine Flugreise von zehn Minuten, hätte ich die Karte nur bis Basrah bekommen. Hätte ich aber New York gesagt, hätte mich die Gastlichkeit des Prinzen eben bis dorthin gebracht.

In Beyruth packte es mich aber ein letztes Mal. Ich machte die restlichen Fahrkarten wieder zu Geld und ging wieder einmal zu einem saudiarabischen Konsul, und siehe, ich wurde plötzlich so freundlich und zuvorkommend behandelt, als wäre ich ein Mann geworden, was heute übrigens gang und gäbe ist. Einen vollen Monat mußte ich noch geduldig warten, dann aber durfte ich das Flugzeug nach Dschidda besteigen.

Die Fahrkarte hatte ich schon vor einigen Monaten in Amman geschenkt erhalten.

„Warum soll ich Ihnen die kleine Freude nicht machen“, hatte damals der Direktor der Arab Airways lächelnd gemeint. „Sie bekommen als Frau ohnehin kein Visum.“

Nun, ich hatte sogar ein besonders vornehmes Visum erhalten, denn als in Dschidda ein Beamter der Sanitätspolizei mich bestrafen wollte, weil ich kein Impfzeugnis hatte, wurde er beim

HOMBERG

المملكة العربية السعودية
سجلات الجوازات الجوية
AIRPORT PASSPORT OFFICE
JEDDAH

DIRECTOR

OSTERREICH

عاش GRATIS

التصليّة العرب السعودية العامة في بيروت
CONSULATE GENERAL OF SAUDI ARABIA BEIRUT

الرقم ٧٧/٢٠٠٠
٧٧/١١/١٥
Period of Stay
٧٧/١١/١٥
Beiruter must report to Aleppo Registration Office within 48 hours of departure



Diesem kostbaren **Diplomatenvisum** hat es Marcella d'Arle zu verdanken, daß sie der Polizeipräsident von Dschidda nicht sofort des Landes verweist. Acht Monate lang mußte sie kämpfen, bis man ihr, einer Frau, diesen Ausweis zugestand.

Anblick meines Visums bleich vor Ehrfurcht und sagte: Da dürfen Sie sogar mit offenen schwarzen Pocken ins Land.

Außer diesem kostbaren Visum hatte ich aber trotz Radiovorträgen und Kartenverkauf keine großen Schätze bei mir. Im Mädchenheim der Franziskanerinnen, wo ich in Beyruth hätte mit meinem Geld zwei Monate gut auskommen können, in Dschidda aber kostet die bescheidenste Pension fünf Pfund täglich.

„Sitta“, die Stimme der alten Frau ruft mich in die Wirklichkeit zurück. Sie ruft mich zu sich, zum Fenster und durch die Jalousien sehe ich den Besitzer des braunen Cadillac, den Mann, der nach Lavendel duftet, weil er Kölnischwasser à la Lavendel trinkt.

Die Männer des Dorfes umringen ihn, mit einer Mischung von Respekt und Verachtung: tugendhafte Armut vor dem reichen Laster.

Der Mann spricht lebhaft und immer wieder höre ich das Wort „Nasranija“. Es spricht von mir, bestimmt sagt er, daß ich die Christin, die Feindin, die Heilige Stadt entweihen wollte.

Dann fährt er in einer Staubwolke in die Wüste.

Ich muß plötzlich an den jungen Schweden denken, der in Amman Moslem wurde, um nach Mekka zu kommen. Aber auch das hat ihm nicht geholfen, denn er wurde auf dem Wege zur verbotenen Stadt mit durchschnittener Kehle tot aufgefunden. Geld und Waffen waren unberührt geblieben, es war also nicht ein Raubmord, sondern, wie die Leute hier sagen, ein Mekka-Mord.

Vor mehreren Jahren wurden sogar sieben reiche Touristen getötet, die von der Küste auch nach Mekka kommen wollten. Sie wurden alle niedergemetzelt, obwohl es sehr schwer war, sie als Europäer zu erkennen, denn sie waren als Beduinen verkleidet.

Es sind eben besondere Menschen, die Mekka seit Jahrtausenden verteidigen, denen ein Menschenleben nicht viel gilt, wenn sie glauben, daß Mekka bedroht ist.

Viele Männer haben sich auf dem kleinen Platz versammelt, und immer öfter höre ich das Wort „Nasranija“, das hier am Rande der heiligen Zone auch mein Todesurteil bedeuten könnte.

Endlich kommt der Scheik des Dor-

fes auf unser Haus zu und klopft an der Türe.

„Jalla, geh“, sagen mir die Frauen, und ich muß das friedliche, schützende Haremszimmer verlassen und die Türe zur Straße öffnen.

„Sitta“, sagt mir der Scheik, „fi seyara“, ein Auto ist da. Aus seiner sprechenden Bewegung verstehe ich dann, daß der Besitzer des Cadillac mir ein Taxi geschickt hat, das mich nach Dschidda führen wird. Damit ich keine Angst haben muß, wird ein kleiner Dorfjunge mit mir fahren. Der Herr hat schon alles für mich geregelt.

Und er hat mit keinem Wort ver-raten, daß ich nach Mekka wollte.

An seine Verschwiegenheit werde ich zwei Stunden später zurückdenken, wenn in einer gewissen Hinsicht sein Schicksal in meinen Händen liegen wird.

Denn ich bin kaum in mein Hotel zurückgekommen, als mir der Boy schon sagt, daß der Polizeipräsident von Dschidda mich in einer wichtigen Angelegenheit sprechen will.

III.

Ghalib H. Taufik, der Polizeipräsident von Dschidda, ist ein etwa fünfzigjähriger Mann, groß und hager mit feinen, leicht mongolischen Zügen.

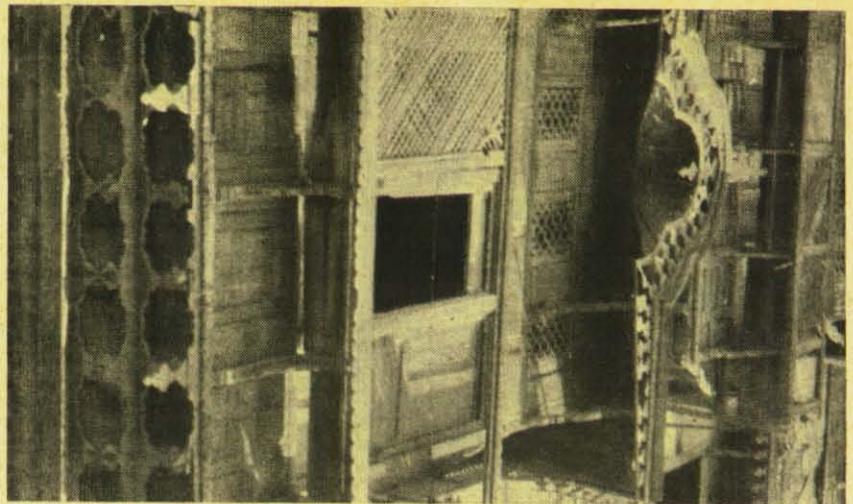
Er kommt recht liebenswürdig auf mich zu und spricht mit vollendeter Höflichkeit.

„Wollen Sie bitte Ihren Paß nehmen und mir ins Polizeipräsidium folgen, mein Auto wartet draußen.“ Er weist mir den rückwärtigen Platz an und setzt sich selbst neben den Chauffeur.

Die Polizeidirektion von Dschidda ist ein schloßartiges Gebäude mit mehreren Terrassen, die auf das Meer blicken. Im Parterre, hinter einigen malerischen Säulen, liegt der niedere fensterlose Raum, in dem die Gräfin d'Anduran als Gefangene leben mußte, weil sie ihren Mann vergiftet haben soll. Aber vielleicht war ihr einziges Verbrechen gewesen, daß sie nach Mekka wollte.

„Bitte, nehmen Sie Platz“, sagt der Chef der Polizei, der Mudir, wie er hier heißt.

Der Raum, in dem wir jetzt sind, ist typisch für den Orient. Es ist ein Meßles-Zimmer, der Empfangsraum eines höheren Würdenträgers, wo täglich hunderte Menschen ihr Anliegen vor-



Die Haremsterrasse des „Taysir“, einer alten Karawanserei, wird Marcella d'Arle für einige Wochen zum Heim. Durch das geschnitzte Gitterwerk kann sie auf die Straße blicken. Die geöffneten Fenster gehören zum Salamlik, der Herrenabteilung des Hauses.

bringen. In einem Eck steht ein großer Schreibtisch und an den Wänden entlang reihet sich Stuhl an Stuhl. Vor jedem Stuhl wartet gastlich ein kleines Teetischchen. Die Mitte des Raumes ist, wie immer im Orient, völlig leer, nur durch bunte Teppiche belebt.

„Kaffee, Tee, Zigaretten?“

„Nein, nichts, danke.“ Aber rechtzeitig erinnere ich mich, daß es im Orient Pflicht des Gastgebers ist, etwas anzubieten, aber auch des Gastes, irgendeine Kleinigkeit anzunehmen. Ich füge also rasch hinzu: „Bitte ein Glas Wasser oder eine Limonade.“

„Jetzt möchte ich Sie bitten, mir einige Fragen zu beantworten. Besitzen Sie eine Melaia und einen Schleier?“

„Ja.“

„Haben Sie diese arabische Kleidung heute getragen?“

„Ja.“

„Warum?“

Das Spiel ist aus, ich muß die Wahrheit sagen.

„Ich wollte nach Mekka gehen, es ist mir aber nicht gelungen.“

Der Mudir lächelt zum ersten Male. „Es wird Ihnen auch nie gelingen, eher werden Sie den Mond als erste Frau betreten.“ Dann spricht er weiter nach einem Blick in sein Notizbuch.

„Sie haben es heute sogar öfter versucht: um 11 Uhr morgens sind Sie in Scharra Abd el Aziz in ein Taxi gestiegen...“

Es klingt wie Zauberei. Jedes Wort, das ich im Laufe des Vormittags gesprochen habe, weiß er. Daß ich in Bab el Makki zwischen einer dicken Negerin und zwei Hühnern gesessen bin, alles, jede Regung, jeden Atemzug wußte er, als wäre er die ganze Zeit mit mir gewesen. Und doch war ich den ganzen Vormittag nur ein schwarzer Schatten.

„Dann“, setzt er fort, „haben Sie zu Fuß Bab el Makki verlassen. Nach einer Weile ist ein Auto neben Ihnen stehengeblieben und Sie sind eingestiegen. Nach dem, was wir weiter wissen, waren Sie dann in großer Gefahr. Es ist jetzt meine Pflicht, jenen Mann unschädlich zu machen. Dieses Land wird durch die Gesetze des Korans regiert, unsere Frauen müssen vielleicht auf manche Freiheit, auf manche Annehmlichkeit verzichten. Dafür sehen wir es aber als unsere heiligste Pflicht an, ihr Leben und ihre Ehre zu schützen. Wer sich bei uns an einer Frau vergreift, hat ein Kapitalverbrechen begangen und muß unter Umständen mit seinem Leben dafür büßen.“

Mir wird schwarz vor den Augen. Mein Gott, mein Gott!

„Es ist aber nichts geschehen, außerdem weiß ich nicht, wie der Mann heißt.“

„Das werden wir bald herausbekommen. Was ich von Ihnen verlange, ist, daß Sie die Anzeige erstatten.“

„Nein, das will ich nicht tun.“

„Der Mann ist ein Verbrecher, der Sie in eine Falle gelockt hat. Er darf nicht ungestraft bleiben, sonst wird er sich an einer anderen Frau vergreifen. Darum brauche ich Ihre Anzeige.“

„Ich will aber nicht.“ So geht es wei-

ter, eine Stunde nach der anderen. Ich kann und will nicht nachgeben. Endlich begnügt sich der Mudir mit einer kurzen Erklärung, die ich unterschreiben muß. Ich erkläre darin wörtlich, es ist mir nichts geschehen, und ich werfe dem Unbekannten nichts vor. Darauf wandert meine Erklärung ins Polizeiar-chiv von Dschidda, wo sie vermutlich noch heute liegt.

„Und jetzt“, sagt der Mudir, „wollen wir von etwas anderem sprechen. Darf ich Ihren Paß sehen. Ich nehme an, daß Sie morgen sehr müde sein werden, aber übermorgen werden Sie wahrscheinlich schon imstande sein, das Land zu verlassen.“ Doch plötzlich hält er inne, er hat das berühmte Visum gesehen, das mir erlaubt hätte, sogar mit den schwarzen Pocken ins Land zu kommen.

„Wie kommen Sie zu diesem Diplomatenvisum? Wer hat übrigens für Sie garantiert?“

„Für mich garantiert?“

„Jeder Fremde, der in unser Land will, muß hier eine Persönlichkeit haben, die für ihn mit 600 Pfund bürgt.“

„Ich kenne aber niemanden hier. Ich habe nur telegraphiert, geschrieben und wieder telegraphiert.“

... bis ein Wunder geschehen ist und die Regierung oder der König für Sie gebürgt hat. Das ändert natürlich Ihre Lage, so gern ich Sie auch aus dem Lande haben möchte, aus Angst, daß Ihnen einmal doch etwas zustoßen könnte, obwohl er lächelte dabei fein, „Sie jetzt nicht gerade unternehmungslustig aussehen.“

„Ich fürchte mich vor einer zweiten Nacht im Hotel Taufik.“

„Ja, im Taufik können nur Taube schlafen, aber auch in den anderen Hotels, auf der Hauptstraße, werden Sie wohl kaum Ruhe finden...“ Daraufhin hält der Mudir Kriegsrat mit seinen Männern, bis sie gemeinsam das einzige ruhige Hotel in Dschidda finden.

Der „Taysir“ liegt am Rande eines stillen, weißen Platzes in meiner geliebten Altstadt, der schon um 8 Uhr abends tief und ruhig schläft.

Dann stellt mir der Mudir für die Übersiedlung noch sein Auto und zwei seiner Männer zu Verfügung, obwohl ich eigentlich nur eine verhinderte Missetäterin bin. Was nur Tom Sawyers Wort bestätigen, daß in einem Verbrecherleben augenscheinlich Vorteile liegen.

Der „Taysir“ ist eine alte Karawanserei mit sieben Betten in jedem Zimmer, was erstens nicht gemütlich ist und zweitens den siebenfachen Preis kosten könnte. Aber ich entdeckte sofort eine entzückende Haremsterrasse, die von allen Seiten mit geschnitzten Holzgittern geschützt ist und wohin ich kurz entschlossen Bett, Spiegel und Kleiderständer tragen lasse.

Diese Terrasse, einsam, still und herrlich kühl in den Nächten, soll für einige Wochen mein Heim werden. Hierher werde ich einmal blaß, aber mit leuchtenden Augen aus Mekka zurückkommen.

(Fortsetzung folgt)



Großreinemachen im Haremshoi! Ohne Schelten und ohne jede Hast verrichten die Moslemfrauen ihre Arbeit. Sie waschen, halten die Wohnräume sauber und betreuen vorbildlich ihre Kinder. Sie vertragen sich gut untereinander und sind sehr fromm.

Umfrage bei unbekanntenen Helfern:

Warum machen Sie mit?



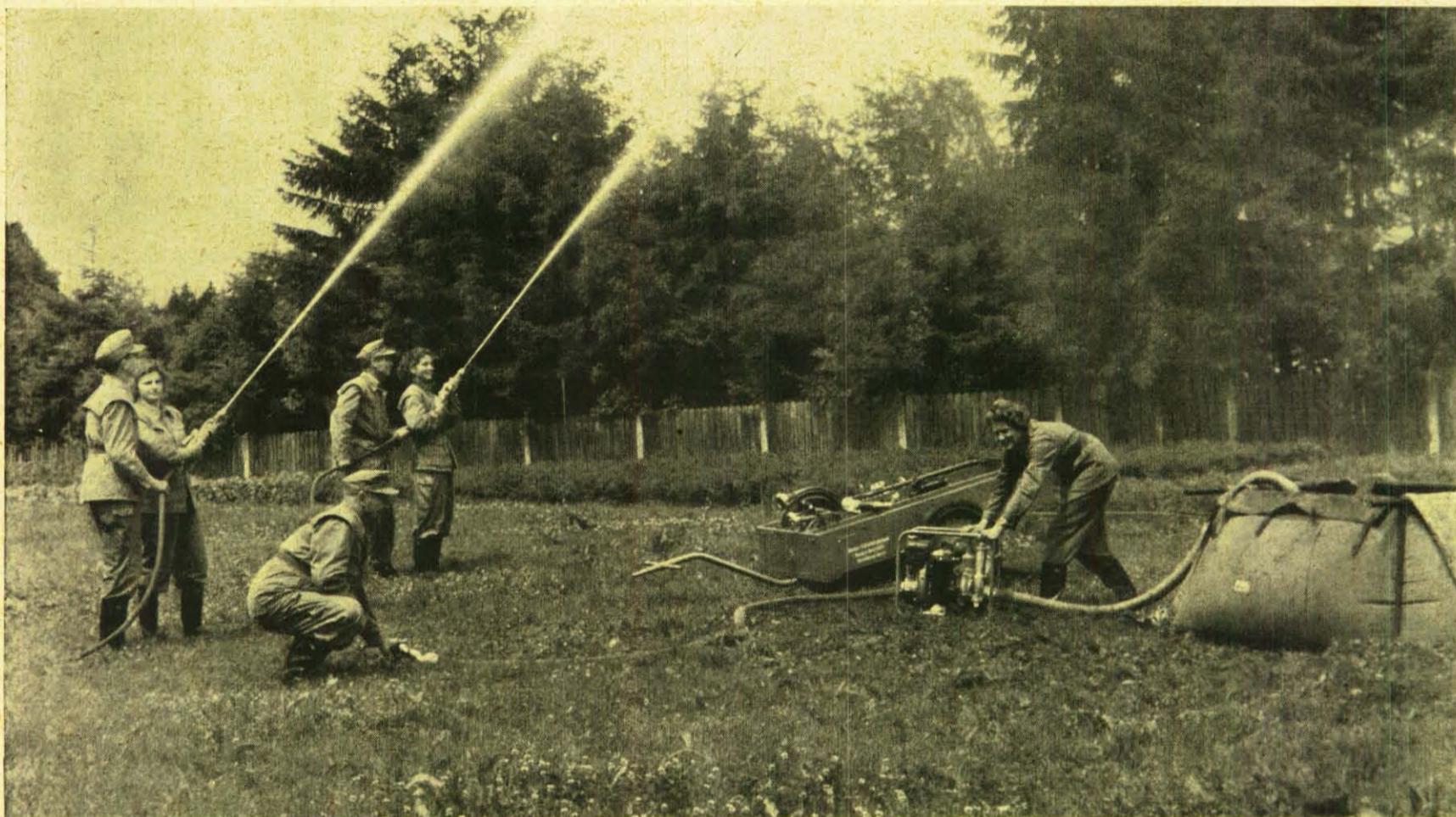
Auf der Suche nach aktuellen Bildern und Berichten kamen wir kürzlich in einen Ort an einem der oberbayerischen Seen. Es ist ein beliebter Platz für Tagungen, Kongresse und Schulen jeder Art, und wenn man aus dem Bahnhof heraustritt, fällt der Blick auf einen Pfeiler mit Hinweisschildern dafür. Eins davon trägt die Aufschrift: „BLSV — 2 Kilometer.“ Dorthin wollten wir. Vorbei an Villen und an den typisch oberbayerischen Landhäusern, weiß gekalkt, mit umlaufendem Balkon und weit vorgezogenem Dach, führte unser Weg zwischen Gärten und Parkanlagen hügel auf. Weit geht von hier der Blick über den See, über die hügelige Voralpenlandschaft bis zu den Bayerischen Alpen hin; das Karwendelmassiv schaut herüber, die Benediktenwand und das Kaiserger-

birge. Aber diese Aussicht zu bewundern waren wir nicht hergekommen, wir wollten ja in das Haus auf dem Hügel, in die Landesschule Bayern des Bundesluftschutzverbandes. Um es genauer zu sagen, wir wollten einmal feststellen, welche Menschen dorthin gehen, um Kurse mitzumachen, welche Ansichten und Meinungen sie vertreten und aus welchen Berufen sie kommen, die dort die Lehrgänge besuchen und sich aktiv am Zivilen Bevölkerungsschutz beteiligen.

Das ganze Jahr sei sein Haus voll, sagte uns der Leiter des Hauses, Herr M. Ein Lehrgang dauere in der Regel drei Tage, unter der Woche oder auch über das Wochenende. „Wir geben Unterweisungen im Zivilen Bevölkerungsschutz sowohl für bestimmte Bevölkerungsgruppen — die dann natürlich darauf abgestimmt sind —, Lehrer zum Beispiel, Behördenangestellte oder auch Baufachleute; und wir halten auch Kurse ab, die von Menschen aller Berufs- und Altersgruppen, Männern wie Frauen, besucht werden. Wie jetzt zum Beispiel

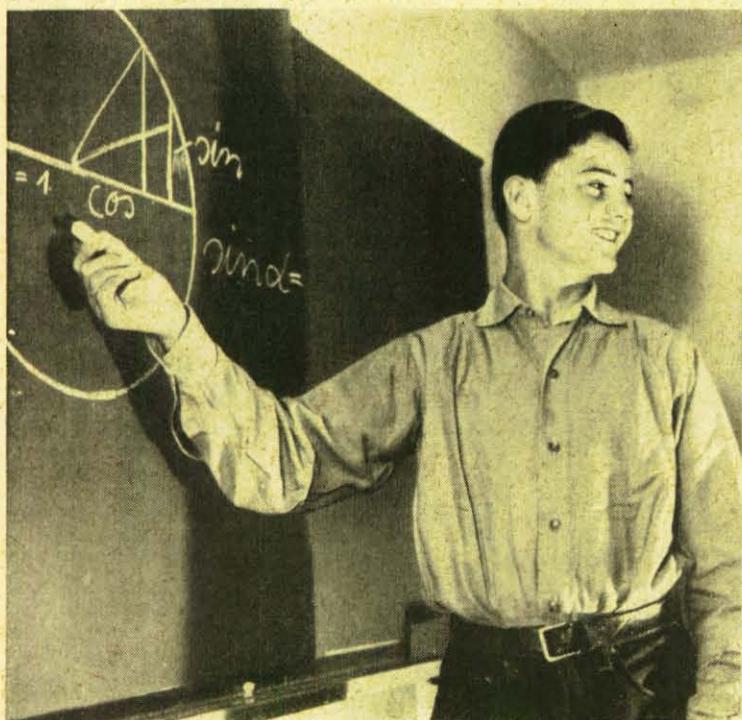
Fortsetzung Seite 18

◀ **Frauen aus allen Berufen** beschäftigen sich heute mit Fragen des Zivilen Bevölkerungsschutzes. In den Lehrgängen des Bundesluftschutzverbandes sind sie äußerst zahlreich vertreten und eifrig bei der Sache.



▲ **Keine Konkurrenz** wollen diese Luftschutzhelfer der Feuerwehr machen. Aber ähnlich ausgerüstet und ausgebildet und ebenso wirkungsvoll im Einsatz sollen die Kraftspritzentrupps des Selbstschutzes sein.

◀ **Der Jüngste** einer Gruppe, Hans-Dieter S., ist gerade sechzehn geworden. Warum er so eifrig im BLSV mitmacht? „Ich glaube, daß es für uns alle wichtig sein kann, und interessant ist es auch“, meint er.



Die kürzeste Antwort auf unsere Frage, warum sie mitarbeitete, gab Katharina S., Köchin in einem großen Fremdenheim. „Weil es doch nötig ist“, sagte sie einfach.

◀ **Technischer Kaufmann** ist Erdmann K. Eigentlich wollte er sich jetzt mit seinen 61 Jahren zur Ruhe setzen. Aber beim BLSV will er sich noch nützlich machen.



◀ **Gegen den Aberglauben**, daß der Eulenruf Unglück bedeute, wendet sich der Tierfreund Jacques Bouillault besonders energisch. Diese alte Furcht der Landbevölkerung hat schon mancher Eule das Leben gekostet. Unser Bild zeigt Jacques mit „Mistral“ und „Ouragan“. Eulen sind ausgesprochene Raubvögel und sehr nützlich, da sie in der Hauptsache Feldmäuse jagen, klärt Jacques seine Besucher auf.

◀ **Schlangen** sind nicht jedermanns Sache! Jacques aber hat keine Furcht von ihnen. Er weiß auch mit den geschmeidigen Tieren sehr gut umzugehen. Der junge Franzose will Mittler sein zwischen Tier und Mensch. Dies ist das Anliegen eines großen Idealisten.

◀ **Listig und scheu** ist Meister Reineke. Kaum ein Wanderer bekommt den schlaun Räuber in freier Wildbahn jemals zu Gesicht. In Jacques' Tierpark gibt es eine ganze Reihe von Füchsen. Sie haben jede Scheu vor ihrem Herrn und durch seine Vermittlung auch vor den übrigen Menschen verloren. Für sie ist jeder Mensch gut wie Jacques. Der Franzose gesteht uns, daß er die Tiere allerdings schon sehr jung bekommen hat.



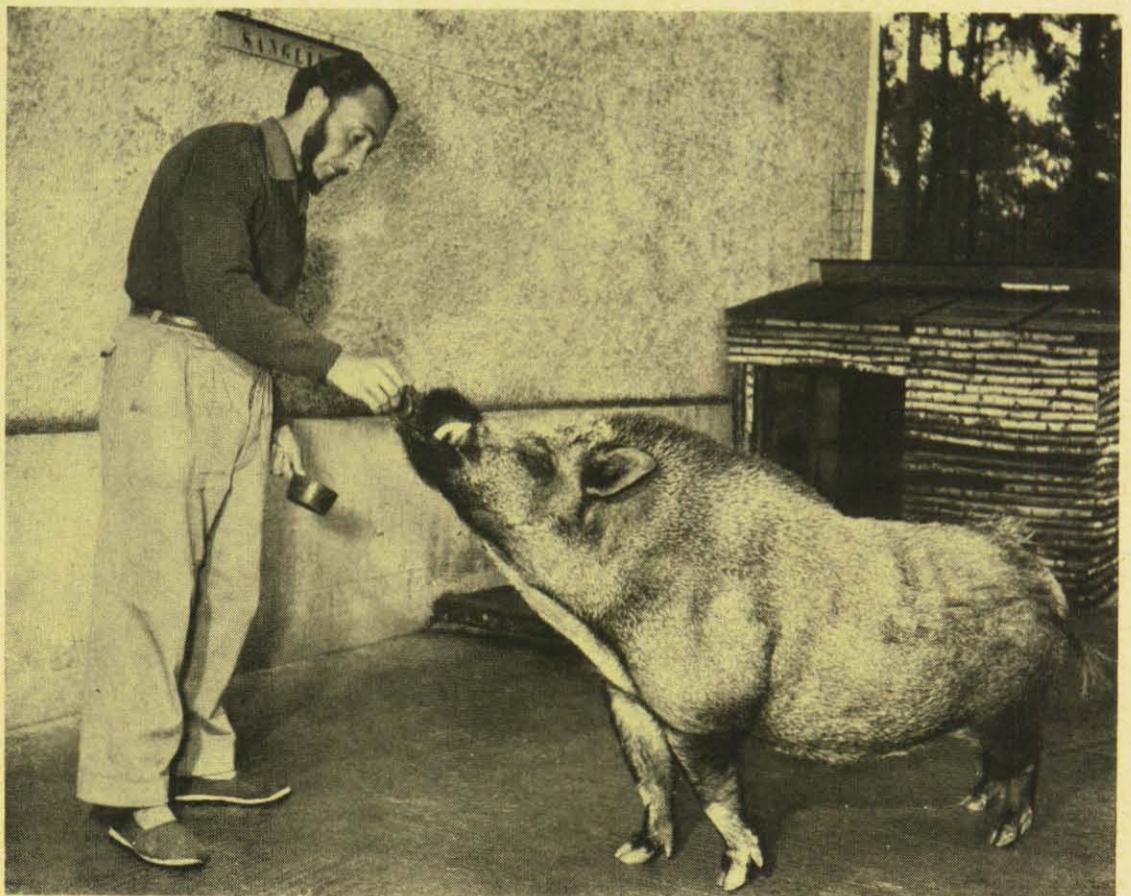
Keine Angst vor wilden Tieren

Jacques Bouillault ist ein bärtiger junger Franzose, der sein ganzes Leben dem Streben gewidmet hat, die wilden Tiere zu studieren, mit dem einzigen Zweck, seinen Mitmenschen die richtige Einstellung zu den Tieren zu vermitteln. Sein Erfolg beruht auf echter Liebe und innigem Verständnis zur Kreatur. Nicht weit von Paris hat er sein Gehege.



◀ **Leichte Freundschaft** konnte der Tierkenner Jacques mit diesem Gepard schließen. Er ähnelt einer großen Katze, zeichnet sich durch eine wundervolle Färbung des Felles aus und ist eines der schnellsten vierfüßigen Lebewesen überhaupt. Vor den Zuschauern gibt das Tier seinem Meister artig „Küßchen“. Aber auch Fremden gegenüber ist das gut erzogene Tier zutraulich und gutartig.

◀ **Ein ungewöhnlicher Hausgenosse** ist dieser wilde Eber, der aus Cochinchina stammt. In der Freiheit ist ein solches Tier äußerst gefährlich. Seinem Wohltäter jedoch fröhlich selbst der wildeste Eber friedlich aus der Hand. 50 km von Paris entfernt hat Jacques Bouillault sein „Schutzgebiet“. Den Namen „Zoo“ lehnt er heftig ab. Er hat mit seiner Methode schon große Erfolge erzielt, aber sein Ehrgeiz geht weiter. Er möchte die Käfige öffnen und die Tiere in natürlicher Freiheit umherschweifen lassen. Aber vorher möchte er seinen Mungo, seinen Leoparden, den Adler und die Schlangen davon überzeugen, daß es auch noch ein anderes Gesetz gibt als das des Dschungels, wo nur der Stärkere herrscht. Jacques ist der Ansicht, daß auch wilde Tiere Liebe und Mitleid empfinden. Seine Sorge gilt nicht nur dem guten Verhältnis von Tier zu Mensch, sondern auch der Tiere untereinander.

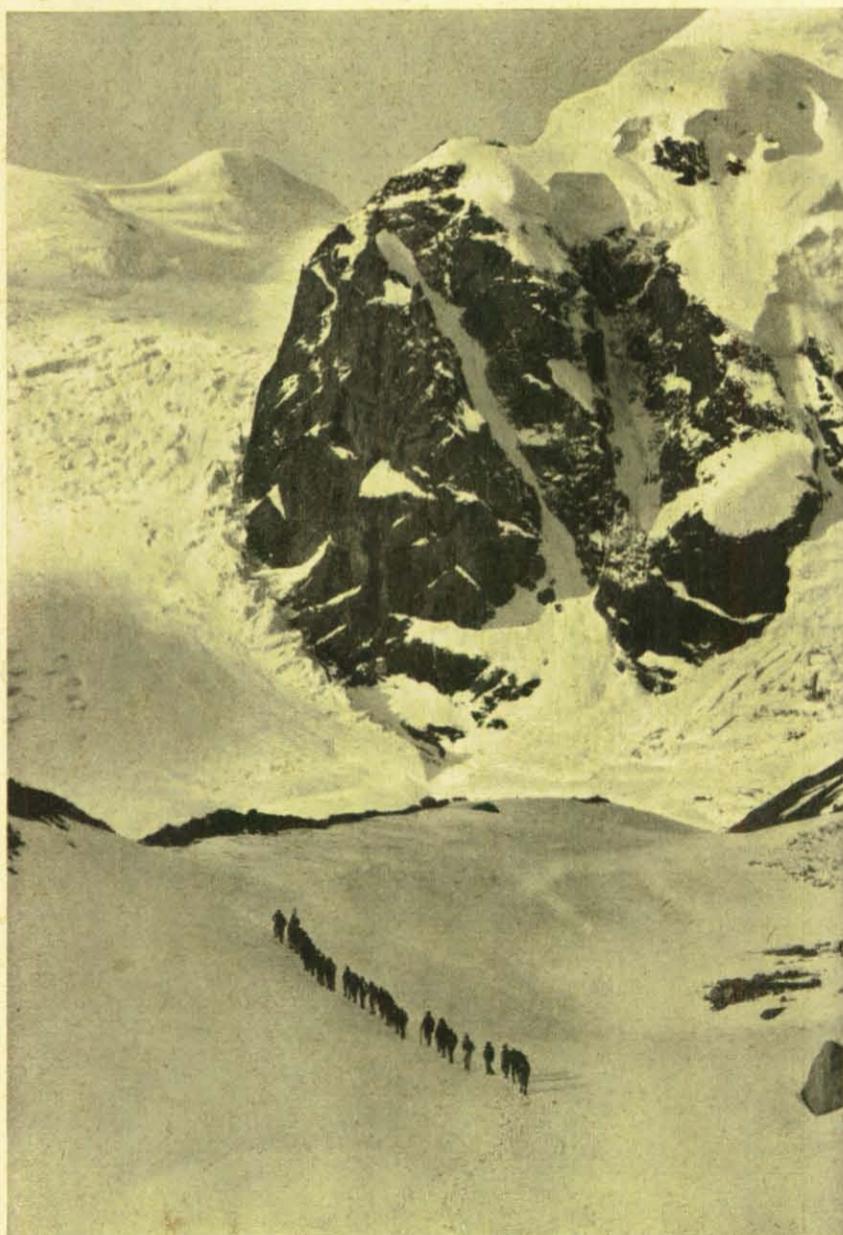


Der ZB-Reporter fragte die Helfer der Bergwacht:

Wie retten Sie Ver



Immer wieder greift der Bergtod zu! Meist fallen ihm Bergwanderer zum Opfer, die nicht über die nötige Erfahrung und Ausrüstung verfügen und leichtsinnig ihr Leben aufs Spiel setzen. Aber sie bringen auch noch andere in Gefahr, denn die Männer der Bergwacht sind zu jeder Stunde auf ihrem Posten und immer einsatzbereit. Dies sollte jeder, der in die Berge aufbricht, nicht vergessen.

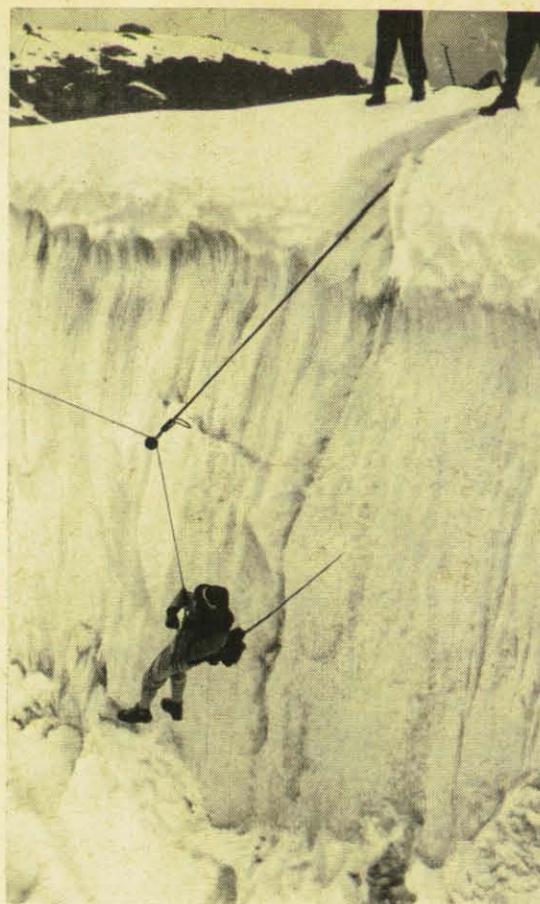


Im Eilmarsch begeben sich viele erfahrene Bergführer und Bergwachtmänner zur Unfallstelle, die auf einem riesigen Gletscher liegt. Dort ist ein Alpinist in eine tiefe Spalte gestürzt. Zum Glück konnte sich ein Kamerad retten und die Bergwacht zu Hilfe rufen. Vor der Bernina-Ostwand mit ihren gewaltigen Gletscherbrüchen ziehen die Männer dahin. Verloren wirken sie in der unendlichen Majestät der Bergwelt. Es ist selbst für die Erfahrensten von ihnen kein leichter Gang, denn fast alle haben zu Hause Frau und Kinder, und eine solche Rettungsaktion ist auch für die Retter oft sehr gefährlich. Aber wenn ein Mensch in Gefahr ist, zählt für diese Männer das eigene Leben erst an zweiter Stelle. Mutig und selbstlos versehen sie ihre schwierige Aufgabe. Daran sollten die Bergwanderer immer denken, bevor sie sich und andere leichtsinnig in Lebensgefahr bringen. Nur wer über die nötige Erfahrung verfügt und entsprechend ausgerüstet ist, sollte in den Bergen klettern.

Immer bereit sein müssen die Männer der Bergwacht, Tag und Nacht, zu jeder Stunde und bei jedem Wetter! Besonders gefährlich ist eine Rettungsaktion auf einem Gletscher, zu der die Männer auf unserem Bild aufbrechen. In größter Eile werden alle nötigen Geräte, vom Seil bis zur Beinschiene, zusammengepackt. Denn Eile tut not! Überall lauern verborgene, nur mit einer dünnen Schneeschicht verdeckte Gletscherspalten. Selbst im Hochsommer bleiben in den Eis- und Schneeregionen die meisten Spalten überdeckt, und nur mit größten Vorsichtsmaßnahmen können sich erfahrene Bergsteiger an den Verunglückten heranarbeiten. Beste Erfahrungen und großes Können auf dem Gebiet des hochalpinen Rettungswesens hat der schweizerische Rettungsdienst und vor allem die Männer von der Sektion Bernina in St. Moritz, von deren mutigem Einsatz unsere Reportage berichtet. Aber auch der vielen namenlosen unermüdlichen Helfer im Kampf gegen den Bergtod sei hier gedacht.

unglückte?

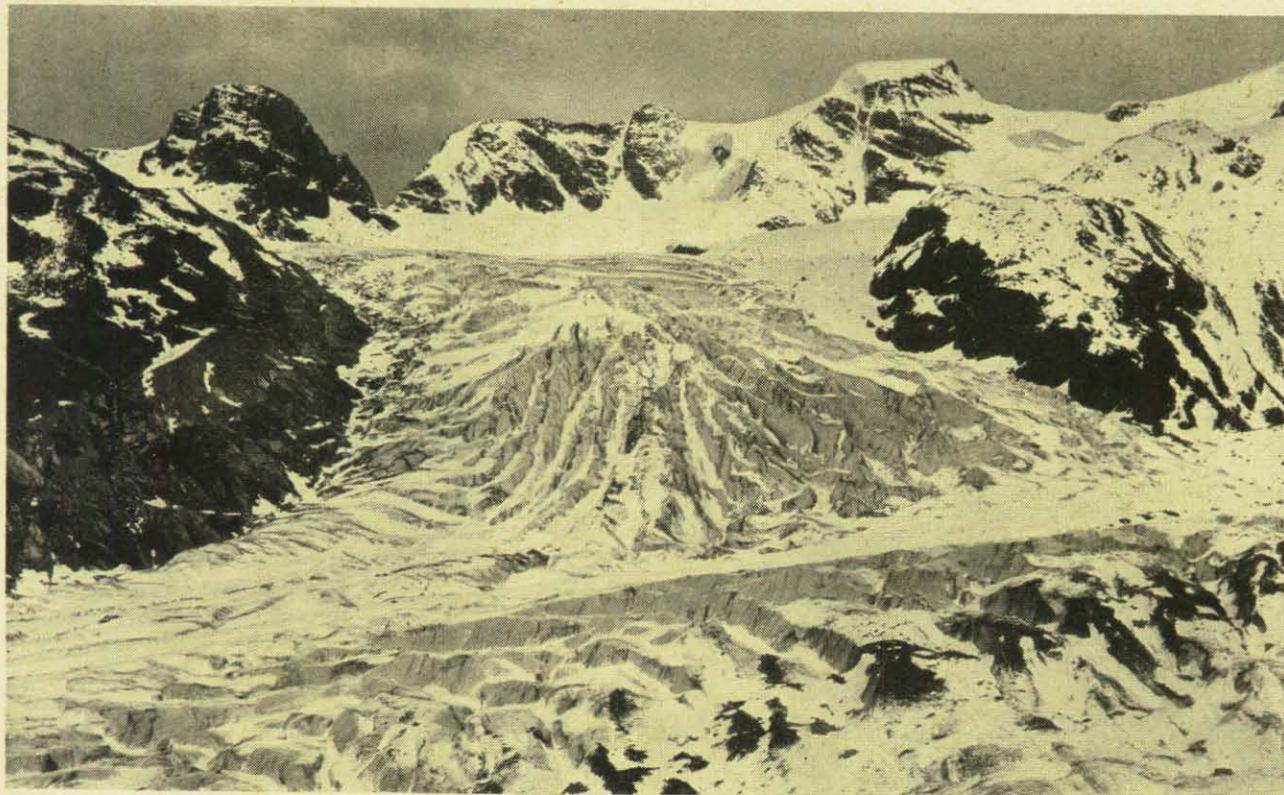
Das Rettungsgerät: links das Bergseil aus Hanf oder Nylon, in der Mitte die Bremsrolle, über die das Stahlseil läuft, rechts zusammenhängend eine sogenannte Froschklemme, dahinter das Stahlseilgerät und der Eispickel. Für die Männer des Bergrettungsdienstes ist wasserdichtes Schuhwerk unerlässlich. Außerdem müssen die Beine durch Überziehgamaschen bis zu den Knien vor Nässe geschützt werden.



Vorsichtig wird ein Rettungsmann mit einem Funkgerät auf dem Rücken in eine Gletscherspalte abgeseilt. Mit dem Funkgerät gibt er dann aus der Tiefe Nachricht über das Auffinden und den Zustand des Verletzten, falls eine normale Verständigung nicht mehr möglich ist. Ist die Meldung oben empfangen worden, dann telefoniert wenn nötig sofort ein anderer Mann drahtlos zur nächsten Bergwachthütte.



Eine seltsame Verankerung führen diese Männer aus. Ein dickes Halteseil ist mehrmals um ein fest verschnürtes Bündel leerer Rucksäcke geschlungen. Dieses Bündel dient als Anker und wird am Rande der Eisspalte tief in den Gletscherschnee eingegraben. Dann wird der Schnee über dem „Anker“ mit den Füßen festgestampft, und eine ausreichende Sicherung für den Mann, der in die Spalte absteigt, ist geschaffen. Was ein Laie nicht für möglich halten würde ist Tatsache: Diese Verankerung hält so fest, daß man sogar ein mittelgroßes Auto ohne Gefahr daran aufhängen könnte. Erfinderisch muß man sein!



Am Rand der Spalte wird die Nachricht des abgeseilten Rettungsmannes aus der tiefen Eisschlucht entgegengenommen. Der Verunglückte ist schwer verletzt und bewußtlos. Der Transport ins Tal muß sehr schnell erfolgen. Deshalb wird der Gletscherflieger Fredy Wissel angefordert.

Mutige Männer im Kampf gegen den Bergtod

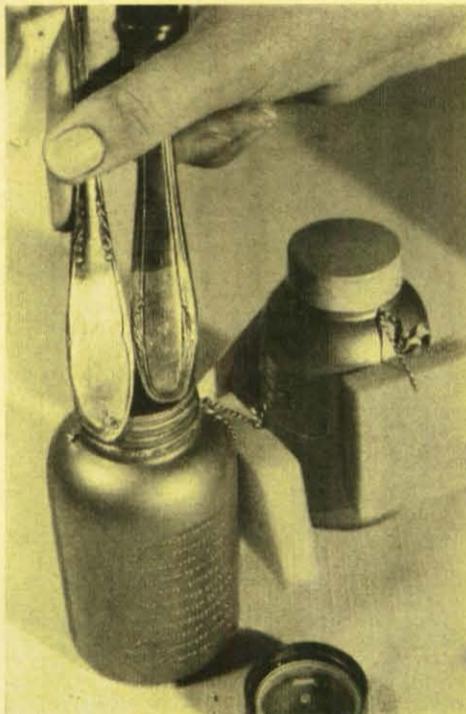
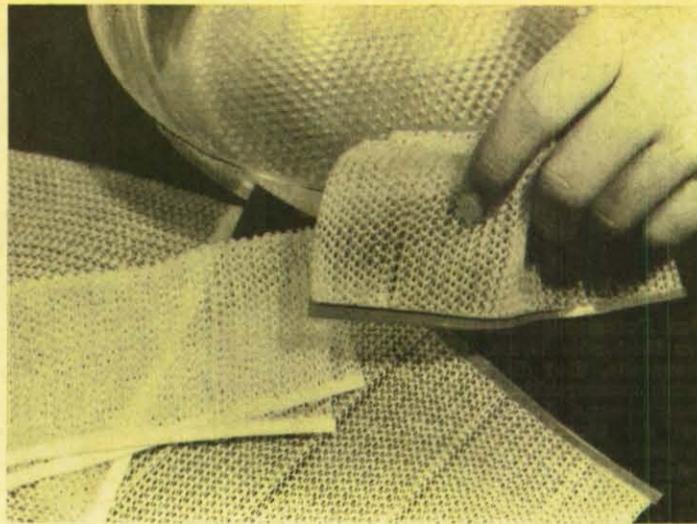
Wild zerklüftet treffen hier Pers- und Morteratschgletscher zusammen. Der Anblick ist gewaltig und schön und lockt immer wieder Bergsteiger und Touristen an. Aber gerade dieses Gelände mit seinen unzähligen offenen und verborgenen Gletscherspalten ist ganz besonders gefährvoll.

Praktische Neuheiten für die geplagte Hausfrau



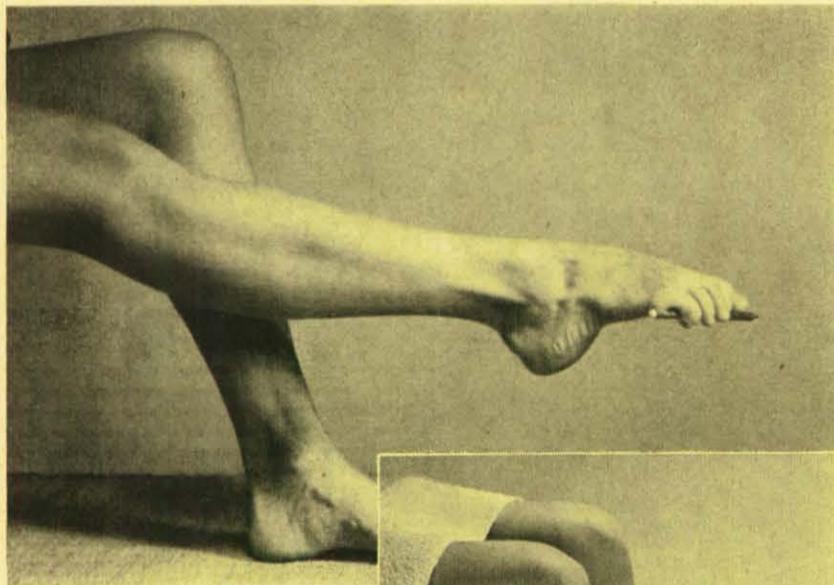
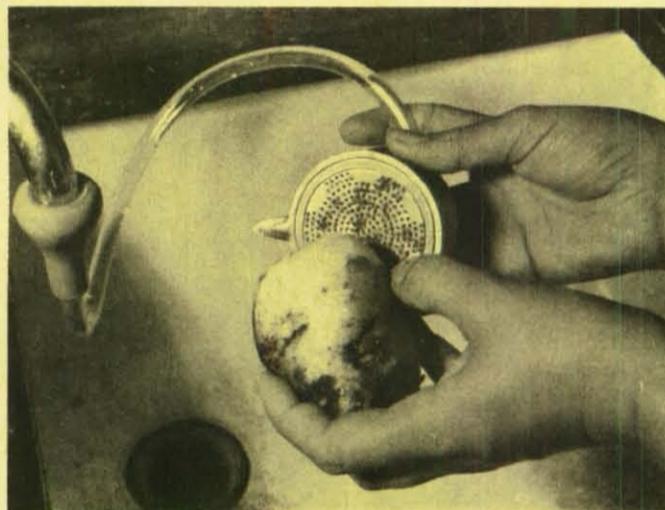
▲ **Einiacher geht es nicht mehr!** An einem stabilen Drahtbügel werden auswechselbare Rollen aus Schaumstoff befestigt, mit denen man mühelos Wände und Decken streichen kann. Die gerollten Flächen werden absolut gleichmäßig, und der Farbverbrauch ist auch noch sehr gering. Für jeden Tu-Du-Roller wird eine zweite Schaumstoffrolle mitgeliefert. Das praktische Gerät ist auch ganz leicht zu reinigen.

► **Ein Scheuertuch aus Nylon**, das in Verarbeitung und Anwendbarkeit einzigartig ist, zeigt dieses Bild. Der Nylonfaden ist nicht rund, sondern kantig, und das Tuch wurde so gewebt, daß auch grobe Verschmutzungen entfernt werden können, ohne die Haltbarkeit zu beeinträchtigen. Glänzend geeignet ist das Tuch auch zum Reinigen aller Gebrauchsgegenstände aus Porzellan, Glas, Aluminium usw.



► **Arbeit von Stunden** kann nun in wenigen Sekunden erledigt werden. Welche Hausfrau hätte nicht schon über das Besteck-Putzen gestöhnt. Damit ist es nun vorbei! Angelaufenes Silber taucht man vier Sekunden in die auzerbrechliche Plastikflasche mit Collo-Silber-dip, spült und trocknet ab. Für größere Stücke ist ein Schwämmchen beigegeben. Das Mittel ist zur Reinigung von Gold, Platin, Kupfer und Messing ideal. So macht die Hausarbeit doch Freude.

▼ **Gleichmäßig geschält und gespült** werden Kartoffeln, Rüben, Gurken und andere Früchte des Feldes mit dieser rostfreien Reibebräuse, die ohne jede Schwierigkeit an jeden beliebigen Wasserhahn angeschlossen werden kann. An dem nützlichen Gerät ist auch ein Dorn vorhanden, der zum Ausstechen der „Augen“ dient.



▲ **Nicht einfach** ist es, mit den Zehen einen Bleistift oder einen anderen Gegenstand vom Boden zu greifen, hochzuhalten und wieder hinzulegen.



○ **Zwei Schüsseln**, die eine mit Schnee, die andere mit warmem Wasser gefüllt, werden nebeneinander gestellt. Vier- bis fünfmal sollte man die Wechselbäder nehmen.

AUF EIGENEN FÜSSEN ...

Aber Du mußt sie pflegen



Nach dem Bad, bei dem die Füße erst im Schnee richtig erstarren müssen, bevor man sie ins warme Wasser stecken darf, sollte man sie recht tüchtig mit einer Frostsalbe einreiben. Unser Bild zeigt die dicke Kruste, die die Salbe bildet. Für den modernen Menschen, der viel mehr auf den Beinen ist als die Menschen zu anderen Zeiten, ist die Fußpflege von größter Bedeutung. Und auch in diesem Falle ist Vorbeugen besser als nachher Heilen. Außerdem: gepflegte Füße verleihen Wohlbehagen.

WEGLOSE FLUCHT

Der Mann, der seinem Schicksal entgehen wollte

Copyright: Prometheus-Verlag, Gröbenzell

11. Fortsetzung

„Wie mich das freut, Naudeau! Wir haben etwas Gutes getan. Wir haben etwas sehr Gutes an unserem blinden Passagier getan!“

„Er ist ein Deserteur, vergiß das nicht“, antwortete Arnold ernst und sah Helen in die Augen. „Er hat seine Truppe verlassen. Er hat seine Kameraden verlassen. Vergiß das nicht!“

„Er haßt vielleicht den Krieg, und man hat ihn gezwungen. Soll er für etwas kämpfen, das er haßt und unrecht findet? Kein Soldat der Welt sollte für etwas kämpfen, das er für unrecht hält. Das meinst du doch auch!“

Arnold schwieg.

Helen sah ihn verwundert an. Sie wünschte für einen Augenblick ihren Vater herbei, damit er die richtige Antwort gäbe. Dann fiel ihr ein, daß es genüge, auf die besonnte Welt zu ihren Füßen zu deuten und zu sagen: „Was willst du: er will leben! Das ist ganz einfach: er will leben! Jetzt, da alles vergebens ist, da will er wenigstens leben. Und wir helfen ihm, daß er leben kann. Das ist doch einfach.“

„Ja, das ist einfach“, sagte Arnold. Am Mittagstisch empfing sie Ernest mit Eifer. Er erzählte, was er über die Invasion gehört hatte. Ein Küstenstreifen von einigen Kilometern Länge werde jetzt gehalten; eine große Sache so eine Invasion.

„Weiß man Neues von den Flüchtlingen?“ unterbrach Arnold den Redestrom. „Würden sie erwischt? — Was sagen die Soldaten?“

Nichts Neues habe sich ereignet, erklärte Frau Rosalie, die dazugekommen war, um ihren Speisezettel bekanntzugeben. Helen fragte:



„Nichts Neues? — Also man hat sie nicht erwischt?“

„Man hat niemanden erwischt. Spurlos verschwunden. Die reinste Zauberei“, erklärte Herr Rocher.

„Setzen wir uns“, schlug Arnold vor. „Bringen Sie alles, was Sie haben. Und Bier“, rief er der Enteilenden nach, „es ist wieder heiß.“

Sie saßen zu dritt um den Tisch, als die Tür aufging und zwei Offiziere hereinkamen. Es waren andere als am Vortag. Einer war schwarz, hager, trug ein Bärtchen unter der Nase, der andere war glattrasiert und blond. Sie grüßten lässig und ließen sich am Eckstisch nieder. Ernest erhob sich und schlenderte mit recht vertrauten Gesten hinüber. Arnold griff nach einer Zeitung und tat, als interessiere ihn nichts weiter. Helen sah zum Fenster

Bei einem Bombenangriff wird der Schweizer Schriftsteller Naudeau Rollé, der beste Freund des deutschen Fronturlaubers Arnold Heim, in Hamburg getötet. Heim, der den Freund tot auffindet, übergibt einem Friedhofwärter die nötigen Ausweispapiere. Dabei kommt es zu einer Verwechslung: Der Alte trägt nicht Rollés, sondern Heims Namen in das Totenregister ein. Damit ist Heim, den Urkunden nach, gestorben. Tatsächlich fährt er aber mit den Ausweisen seines Freundes in die Schweiz, nach Castagnola, dem Familienwohnsitz der Rollés. Jean, dem alten Diener des Hauses, vertraut er sich an. Sie beschließen, daß Heim unter Jeans Obhut die Beendigung des Krieges abwarten solle. Heim wird daher als Naudeau Rollé polizeilich gemeldet und lernt eines Tages Helen, die anmutige Tochter seines Nachbarn Poßard, kennen. Er liebt das Mädchen vom ersten Augenblick an, wagt aber nicht, es in sein Geschick einzubeziehen. Durch den Verleger Kocher wird er zur Niederschrift seiner Erlebnisse angeregt. Um der Sommerhitze zu entgehen, unternimmt er eines Tages mit Helen zusammen eine Bergwanderung. In einem Hotel nahe der italienischen Grenze finden sie bei dem Ehepaar Rocher Unterkunft. Bei einem Abendspaziergang stoßen sie auf einen deutschen Soldaten, den Schweizer Grenzsoldaten verfolgen. Sie stehen ihm bei und bringen ihn in ihrem Hotelzimmer unter. Am anderen Morgen versorgen sie ihn ausgiebig

hinaus, das offen war. Sie hörten, wie Rocher grüßte und die beiden ansprach. „Gruiti, Leutnant Zürcher, was wünschen Sie?“

„Bringen Sie ein Sprudelwasser. Wasser, hören Sie, nicht Wein! Wir haben heute noch Dienst.“

„Noch Dienst?! Bei der Hitze Dienst und keine Siesta — Unruhige Tage, was?“

„Mir bringen Sie eine Flasche Bier, Ernest. Pfeif' auf die Hitze und den Dienst...“

„Recht so, Leutnant, recht so; einen Augenblick!“

Die Offiziere musterten Arnold und Helen und tauschten leise einige Bemerkungen aus. Helen sah das und ärgerte sich. Arnold ließ die Zeitung sinken und blickte hinüber. Da erinnerte er sich, daß der Schwarze der Führer jener Gruppe war, mit der er in der vergangenen Nacht gesprochen hatte, als Wetzels im Latschenbusch lag. Er hob den Kopf und nickte, als der Leutnant lächelte. Auch Helen erinnerte sich. Rocher kam und brachte das Wasser und die Flasche Bier. Hinter ihm erschien Frau Rosalie und ordnete Teller und Bestecke für ihre Mittagsgäste. Bald stand die Suppe auf dem Tisch. Arnold war froh, als das Essen kam. Die Hitze war drückend und legte sich auf die Brust. Die Soldaten waren ihm lästig, er verwünschte sie im stillen. Rocher schwatzte von der Invasion und zog die Offiziere ins Gespräch. Obschon sich Arnold weigerte, daran teilzunehmen, vermochte er es nicht, sich darauszuhalten. Als sie beim Käse angelangt waren, fragte der Schwarze mit der Fliege unter der Nase, wie sich der Herr und die Dame gestern gefühlt hätten bei der Schießerei.

„Es war unangenehm, schon wegen der Dame“, sagte Arnold und kaute weiter.

„Bleiben Sie unter diesen Umständen noch länger? Es ist schön auf den Bergen — aber nicht, wenn geschossen wird.“

Arnold wich der Frage aus, schluckte und sagte:

„Hatten Sie noch Erfolg gestern? ... Weiß man denn, was da los war?“

„Einer ist über die Grenze“, erklärte der Schwarze und richtete seine zusammengekniffenen Augen, forschend auf Arnold. „Einer ist herüber, das ist sicher. Wir stöbern heute noch mal alle Büsche durch. Wir haben strikten

Befehl, alles zu tun, um den Kerl zu finden.“

Arnold legte Gabel und Messer weg und setzte sich gemütlich zurück. Er trank ein paar Schlucke Bier und wischte sich mit dem Taschentuch über den Mund. Die Augen des Leutnants Zürcher machten ihn nervös. Er stopfte seine Pfeife und zündete sie an.

„Vielleicht ist er in Lugano. Vielleicht sitzt er schon im Schnellzug nach Zürich und lacht sich ins Fäustchen.“

„Von Lugano wurde nichts gemeldet“, ließ sich nun der Blonde vernehmen. Seine Augen ruhten wohlgefällig auf Helen. Der Blonde ärgerte Arnold nicht. Aber der Schwarze mit den zugekniffenen Augen und dem arroganten Bärtchen in dem rotbraunen Gesicht war ihm unbehaglich.

„Er ist sicher noch hier“, sagte der und verzog die Lippen. „Wir hatten den Grat abgeriegelt, kurz nachdem er von drunten gemeldet wurde. Er ist noch hier. Irgendwo steckt er. Er muß hier sein; alles andere ist nicht denkbar!“

„Bei der Hitze! ... Ist nicht angenehm ... Büsche, sagten Sie?“ Arnold bemühte sich, gleichmütig zu sprechen und gelangweilt zu tun.

„Ja, Büsche ... Heute nachmittag kämmen wir die Büsche noch mal durch. Aber er kann auch woanders sein. Hier im Haus zum Beispiel. Oder drüben bei uns. Irgendwo muß er sein. Der Grat war vollkommen abgesperrt. Wenn es nach mir ginge, durchsuchte man die Häuser. Aber es geht nicht nach mir.“

„Hier im Haus? —“ fragte Arnold und lächelte nachsichtig. „Vielleicht hier unter dem Tisch. Was Sie nicht sagen, Leutnant!“

„Ist alles möglich“, erklärte der Schwarze. „Nur daß er entkommen ist, ist nicht möglich.“

„Vielleicht hat man auch Gespenster gesehen“, schränkte der Blonde ein. „Manchmal sehen sie drunten Gespenster“, wandte er sich an Helen und lächelte. Dann schlug er ein Bein über das andere und zwinkerte mit einem schrägen Blick auf seinen Kameraden. Arnold tat, als langweile ihn das Gespräch, und stand auf.

„Wir holen uns eine Decke“, sagte er zu Helen, „und legen uns irgendwo draußen im Schatten nieder. Ich bin müde und möchte schlafen. Wenn die Herrn Rücksicht nehmen wollten auf die Sommergäste!“

Er machte diesen Scherz und fühlte sich wieder besser, als die Offiziere lächelten. Der Blonde versprach, daß sie nicht stören würden.

„Schießen Sie uns ja nicht tot!“ verlangte Helen lustig; „es wäre zu schade an einem solch schönen Tag.“

Arnold war froh, als sie das Gastzimmer verließen. Es war ihm unbehaglich, nach all dem, was er gehört hatte. Helen nahm alles weniger ernst als er, und besorgte später, als die Offiziere gegangen waren, Brot und Käse für Wetzels, der im abgedunkelten Zimmer auf dem Sofa lag und sich still verhielt.

Den Nachmittag verbrachten Helen und Arnold nahe dem Gipfel im Schatten einer Legföhre. Arnold war wortkarg und stand immer wieder auf, um den Horizont abzuschauen. Er wartete ungeduldig auf die ersten Anzeichen eines Gewitters und bemühte sich, seine Unruhe zu verbergen. Es wurde vier Uhr nachmittags, der Himmel blieb blau, die Sonne strahlte, und der Tag war schöner als alle Tage der vergangenen Woche. Einmal streiften einige Soldaten mit zur Erde gesenkten Gewehrläufen an ihnen vorbei. Drumten über den Seen bildete sich Dampf und Hitze. Aber sonst geschah nichts, was eine Veränderung des Wetters hätte erwarten lassen können. Um fünf Uhr gingen sie ins Hotel und tranken Kaffee. Das Barometer fiel. Herr Rocher war nicht da. Frau Rosalie meinte, daß ein Gewitter kommen könnte. „Das Barometer fällt seit Mittag. Es könnte sein, daß wieder ein Gewitter kommt. Vielleicht in der Nacht“, meinte sie

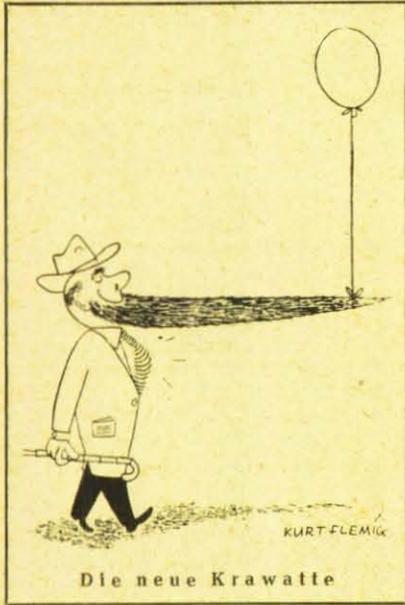
Radioisotope und radioaktive Verbindungen sind in jüngster Zeit zu unentbehrlichen Helfern der Medizin geworden. Nach einer Schätzung der amerikanischen Atomenergiekommision werden in den Vereinigten Staaten jährlich bei rund 800 000 Kranken radioaktive Substanzen zur Diagnose und Therapie verwendet. Diese Entwicklung dürfte der junge amerikanische Arzt Dr. Lawrence wohl kaum vorausgesehen haben, als er am 24. Dezember 1936 zum ersten Male in der Geschichte der Medizin den Versuch unternahm, radioaktiven Phosphor — einen strahlenden Stoff — zur Bekämpfung einer schweren Krankheit, nämlich der chronischen Leukämie, zu benutzen.

und zog sich, bei ihrer Leibesfülle von der Hitze arg mitgenommen, gleich wieder zurück.

Um sechs Uhr verließ das Paar gleich wieder das Haus und spazierte den Grat entlang. Vor ihrem Westzimmer blieben sie am Rand des Abgrundes stehen; Arnold sah sich Wetzels Fluchweg nochmals an. Der Abbruch der Westwand war hier steil. Nirgendwo war irgend jemand darin zu sehen. Die Hitze brütete auf den grauen Steinen, das Geröllband unten flimmerte gelb. Wenn Wetzels senkrecht abwärts stieg, das Geröllband nach rechts verfolgte, und dann die Schlucht zum Abstieg

wählte, konnte er auch in größter Dunkelheit den Weg ins Tal nicht verfehlen. Alles kam jetzt darauf an, daß es in der Nacht dunkel wurde — daß das ersehnte Gewitter kam.

Nachdem sie eine Stunde lang von ihrem luftigen Standort aus die Westwand eingesehen hatten, waren sie sicher, daß die Gegend um das Hotel herum nicht beobachtet wurde. Es schien, als läge eine Sperrkette weiter unterhalb und als glaubten die Grenzschützen nicht daran, daß der Flüchtling höher gekommen sei.



Dennoch war Arnold bedrückt. Er fühlte sich nicht wohl. Er bemühte sich, das nicht zu zeigen, und gab sich unbekümmert, als ihn Helen fragte, ob Leutnant Zürcher wohl wirklich glaube, daß auch die Häuser dem Verfolgten als Unterschlupf dienen könnten. Aber er hatte Angst.

Gegen sieben Uhr abends war die Luft diesig geworden. Über dem Monte Gradioli stand eine schwarze Wolke. Die Wolke war klein und bewegte sich nicht, Sonne lag auf ihren Rändern.

„Vielleicht kommt doch noch ein Gewitter“, meinte Arnold, als sie aufstanden, um nach Hause zu gehen. Im Speisezimmer war niemand. In der Küche saß Herr Rocher vor dem Radioapparat und drehte daran.

„Es knistert“, sagte er.

Arnold sagte:

„Überm Lago Maggiore liegt eine schwarze Wolke.“

„Wollen Sie schon zu Abend essen?“ fragte Frau Rosalie, die eben hereinkam. „Es gibt kalte Küche, wenn es Ihnen recht ist.“

„Ja, das wäre fein. Naudeau, hast du darauf Appetit?“ fragte Helen.

„Ja, und auf ein paar Flaschen Bier.“

„Wir können in meinem Zimmer essen“, schlug Helen vor, als sich die Tür zum Gastzimmer öffnete und wieder einige Soldaten hereinkamen. Arnold blickte sich um und sagte:

„Ja, essen wir in deinem Zimmer. Wir öffnen das Fenster, setzen uns davor, sehen zu, wie das Gewitter kommt. Wir nehmen gleich alles mit. Geben Sie mir die Bierflaschen, Frau Rosalie, und Gläser.“

Arnold schloß das Zimmer ab. Er war froh, als sie mit Wetzeln allein waren. Die Hitze war groß. Sie stellten die Teller und Gläser auf das Tischchen und schoben es vor das Westfenster. Arnold öffnete Fenster und Laden. Heiße, dunstige Luft drang herein. Wetzeln stand sich vom Sofa erhoben und hatte zögernd da. Sein Gesicht war jetzt ruhig, seine Blicke hing an Helen. Arnold stellte Wetzels Stuhl neben das Fenster. Helen schnitt Brot, schenkte Bier ein und stellte ein Glas vor Wetzeln. Die Wolke über dem Gradioli war in Bewegung geraten und breitete sich nach Norden und Süden aus.

„Es kommt ein Gewitter“, sagte Arnold und deutete hinüber. „Kommen Sie noch einmal hierher.“ Er machte Wetzeln vor dem Fenster Platz. „Jetzt sehen Sie sich noch mal an. Dort, zehn Meter vom Haus entfernt, beginnt der Absturz. Dort — sehen Sie den Fel-

sen? — dort müssen Sie hinunter. Etwa zwanzig bis dreißig Meter. Klettern mit Händen und Füßen... Dann geht es auf einem Geröllband nach rechts... Etwa hundert Meter. Dann kommt eine Schlucht. Diese Schlucht müssen Sie hinunter... Dann sind Sie durch.“

Wetzeln nickte.

„Jetzt essen wir!“, sagte Helen und machte eine einladende Gebärde. Sie setzten sich und aßen schweigend. Die Sonne verschwand hinter dem dunklen Wetterbaum im Westen. Wetzeln fragte:

„Sind viele Soldaten in der Nähe?“

Arnold erzählte mit gedämpfter Stimme, was sie beobachtet hatten. Als ein Windstoß ins Zimmer fuhr, schloß er das Fenster.

„Wir müssen warten“, sagte er, „heute wird es grabesdunkel. Dann hauen Sie ab!“

Sie schwiegen wieder. Es gluckste, als Wetzeln trank. Er hatte lebhaftere Bewegungen und machte einen ausgeruhten Eindruck.

„Haben Sie noch Angst?“ fragte Arnold und bemerkte, daß er vor Spannung Magenschmerzen bekam. Er hörte zu essen auf und freute sich, als Wetzeln sagte, daß er frisch sei und keine Angst habe.

„Es wird schon gehen“, sagte der, „wenn ich unten bin, ist alles vorbei.“

Sie saßen jetzt schweigend am Fenster und beobachteten, wie sich der Himmel verfärbte. Bisweilen kam Wind auf, heulte unterm Dach, machte wieder einer drückenden Stille Platz. Nach einiger Zeit fragte Arnold, ob Wetzeln dafür gesorgt habe, daß seine Truppe ihn nicht als Deserteur melden werde.

„Warum nicht als Deserteur?“ fragte Wetzeln und öffnete verblüfft den Mund, daß seine großen Zähne zu sehen waren.

„Ihre Familie“, sagte Arnold kurz; „es ist alles möglich. Sippenhaft oder wie das heißt!“ Während er noch sprach, erschrak er vor der Veränderung in des anderen Gesicht. Das wurde düster und alt. Der Mann senkte den Kopf und murmelte kaum hörbar: „Ich hab' keine Familie mehr...“

„Sie haben keine Familie mehr?“ — Arnold zögerte, bis er das nachsprach. „Nein.“

Sie blieben lange stumm. Der Wind

klirrte an den Scheiben. Helen räusperte sich. Arnold suchte des Mädchens Blick. Dann senkte er die Augen und wartete, ob sein Gegenüber nochmals sprechen würde. Mit der Landschaft verfinsterte sich das Zimmer. Sie erschrak fast, als sich darin plötzlich eine rauhe, veränderte Stimme erhob. Das Gesicht des Erzählers lag im Schatten. Jenseits der beiden westlichen Talsenken zuckten die ersten Blitze. Wetzeln hielt die Augen auf Helen gerichtet, während er langsam sprach. Nur hin und wieder sah er Arnold an.

Ich stamme aus Berlin. Eigentlich aus Schlesien. Aus Oberrigk, Kreis Breslau. Nach Vaters Tod sind wir da weggezogen nach Berlin. Ich hab' in Berlin ein Geschäft gehabt mit meinem jüngsten Bruder zusammen, der nämlich auch Tapezierer ist. Wissen Sie, Tapezierer und Polsterwerkstätte. Ein feines Geschäft, sag' ich Ihnen, haben wir uns aufgebaut: Tapetenlager, zwei Gesellen und 'nen Lehrjungen, Kastanienallee Ecke Oderberger Straße, Wohnung drei Stuben und Küche, gleich um die Ecke in der Oderberger. Feine Kundschaft haben wir gehabt, alle recht bedient und alle zufriedengestellt. Und in Pankow einen Garten. Sonntags gings raus mit den Kindern und der Frau. Wir hatten Zwillinge: Junge und Mädchen. Wir haben alles im Garten gezogen, sag' ich Ihnen, rein alles. Meine Frau hat was verstanden von so 'nem Garten. Kurz vorm Krieg hat mein Bruder sich auch nach einer Bräut umgesehen, hat 'n nettes Mädchel gefunden, Beamtin im Postscheckamt. Alles war in Ordnung bei uns. Alles. Dann bricht der Krieg aus. Mein Bruder ist der erste beim Kommiß. In Frankreich dabei und dann bei der Besatzungstruppe am Kanal. Aber weil er nicht an den Sieg glaubt und weil er aufsässig ist, ich hab's ihm immer gesagt... Aber das erzähl' ich nachher. Zuerst passiert nicht viel. Der Krieg ist weit weg. Ich arbeite mit einem Lehrjungen weiter, und wir haben Kundschaft und Aufträge genug. Dann holen sie mich. Ich muß nach Finnland, ganz nach Norden, wo sich die Füchse gute Nacht sagen. Gras, Steine, Schnee und Eis. Das war noch nicht schlimm. Hätt' man sich noch gefallen lassen. Aber dann ist alles so gekommen, wie's nicht mehr auszuhalten war.

Oder ist das auszuhalten, wenn man sieht, daß alles nur für die hohen Herrn ist, die das verstehen wollen und auch nicht verstehen, wie man sieht? — Dieses Jahr im Januar war's bei einem Nachtangriff auf Berlin. Da wurden sie alle auf einmal erschlagen. Alle: meine Mutter, meine Frau und die beiden Kinder. Mutter war gerade zu Besuch bei uns. Das ist so, daß man's nicht mehr aushalten kann. Das Haus ein Trümmerhaufen und alle darunter tot. Ein Vierteljahr später erfahre ich's. Wir werden gerade vom Russen eingedeckt, da kriegt ich die Nachricht von der Ortsgruppe. Mein Bruder war früher in Urlaub; als ich komme, ist er schon wieder weg. Kaum ist er wieder bei der Truppe, schimpft er auf alles, auf Hitler, auf den Krieg, auf alles. Da haben sie ihn geschnappt: Strafkompagnie nach Osten. Wissen Sie, was das heißt: Strafkompagnie? — Kesselschlacht in der Ukraine, gefallen, tot. — Seine Braut hat mir alles erzählt. Ich bin jetzt bei ihr gewesen, auf dem Transport nach Italien. Und da hat sie mir alles erzählt. Vor vierzehn Tagen war das, genau vor vierzehn Tagen. Wir kommen dann nach Genua. Kaum da, werden wir nach Mailand abgestellt von wegen der Partisanen im Gebirge. Da halt' ich das einfach nicht mehr aus. Ich halt's nicht mehr aus. Du bist allein, sag' ich mir, mach Schluß! Ich schreib' mir selber einen Urlaubsschein, und dann ist's nicht mehr weit nach Como und nach Nesso. Da ist ein Junge, der rudert mich über den See. Und überm See schlag ich mich in die Büsche. In Mailand hat man erzählt, daß schon viele in die Schweiz entkommen sind. Und der Junge erzählt mir, daß schon welche über den Monte Generoso geflüchtet sind. Also geh' ich in die Büsche. Ist sowieso schon egal. Also versuch' ich's. Wenn Sie nicht da wären, Fräulein, und der Herr, und wenn Sie mir nicht helfen würden, wären jetzt alle Wetzels tot. Aber so versuch' ich's. Wird nicht mehr viel werden mit dem Leben. Ich bin allein. Aber was wollen Sie, wenn die Sonne scheint und die Vögel singen, und wenn man die schönen Städte in Italien gesehen hat... Es wird nicht mehr viel sein, aber leben will man doch. Leben will man eben doch!...



Als der falsche Naudeau Rollé den Offizieren gegenüberstand, die sachlich und nicht ohne Wohlwollen ihrer Arbeit oblagen, war er seiner Sache sicher.

Wetzel schwieg. Auch Helen schwieg. Arnold gab sich einen Ruck und stand auf. Er stand eine Minute lang am Fenster. Sein Rücken warf einen Schatten in den dämmerigen Raum. Er sah übers Land, beobachtete das Wolkengebrodel, das immer näher kam. Donner grollte, und die Fensterscheiben klirrten. Blitze zuckten ununterbrochen in dem schwarzen Geviert, das vor seinen Augen lag. Er drehte sich langsam um und ging zu Wetzel. Er legte seine Hand kurze Zeit auf dessen Schulter und setzte sich.

„Sie kommen durch“, sagte er. „In einer Stunde ist es dunkel... Dann kommen Sie durch. Unten über die Melidebrücke... Dann nach Lugano... Dann melden Sie sich bei der Polizei... Hier haben Sie Geld. Es kann nicht schaden, wenn Sie etwas Geld für den Anfang haben.“ Er zog eine Brieftasche heraus und entnahm ihr einen Schein.

Wetzel wehrte ab und sagte: „Ich brauche kein Geld. Ich werde arbeiten — ich brauche kein Geld.“

„Nehmen Sie — für den Anfang. Es ist nicht viel.“

„Nein, ich brauche kein Geld.“

„Nehmen Sie, und machen Sie mich nicht böse!“

„Sie sind so gut zu mir. Sie helfen mir und jetzt noch das!“

Arnold gab keine Antwort. Helen saß schweigend da und sah von einem zum andern. Wetzel rührte sich nicht. Wie eine Drahtpuppe saß er da. Immer wieder, wenn ein Blitz das Zimmer erhellte, hing sein gespanntes Antlitz wie eine Maske vor der Wand. Arnold war von quälender Spannung erfüllt. Er drückte die Fingernägel schmerzhaft in die Innenfläche der Hand. Dabei dachte er daran, wie ruhig er damals seine letzte Stunde in Deutschland auf der Grenzstation Lustenau verbracht hatte. Warum erfüllte ihn jetzt Angst? — Helen war völlig still. Ihre Wangen, wiewohl von der Sonne gebräunt, leuchteten bleich im Licht der Blitze. Sie waren eingefallen. Die Augen waren groß. Als wieder ein Donnerschlag das Haus durchbebte, riß sich Arnold zusammen. Finsterer Wolkenrauch nachtete alles ein. Die fahldunstige Bleifarbe hatte sich in Düsternis verwandelt. Im Zimmer war es schwarz.

Er stand auf und trat wieder ans Fenster. Jetzt schlug dicker, trüber Nebel über den Grat; es dunkelte; die Stunde der Tat war gekommen. Arnold öffnete das Fenster und beugte sich hinaus. Er wich vor dem Anprall des Windes zurück und schloß es sofort.

„Jetzt können Sie fort“, sagte er. „Machen Sie sich bereit!“

„Stecken Sie noch dies Brot in die Tasche“, sagte Helen und reichte ein Brötchen vom Teller.

Wetzel erhob sich und trat ans Fenster. Man sah nur einen dunklen Fleck. „Sie müssen schnell den ersten Ab-



satz hinunter; die Blitze sind gefährlich auf dem Grat!“

„Haben Sie das Brot?“ fragte Helen. „Ja, ich hab' es eingesteckt“, antwortete Wetzel.

„Zuerst springe ich hinaus“, schlug Arnold vor. „Ich gehe vor zum Grat, ein paar Meter in die Wand. Dann komme ich zurück. Und dann, wenn alles in Ordnung ist, dann...“

„Bleiben Sie da, Herr Rollé. Ich weiß, was ich machen muß. Ich komme jetzt durch.“

Helen riet: „Bleibe da! Er weiß, was er machen muß. Bei diesem Wetter ist kein Mensch in der Wand.“

„Also... gleich hinunter!... Dann nach rechts. Dann die Schlucht... Sie wissen Bescheid?...“

„Ich weiß... Vielen Dank! Vielen Dank! Und haben Sie keine Angst, Fräulein; ich weiß Bescheid...“

„Warten Sie... ich gehe doch zuerst hinaus!“ verlangte Arnold. „Ich gehe jetzt durch den Hausgang hinaus. Ich gehe um das Haus, stelle mich da hin. Wenn Sie mich ruhig stehen sehen, dann springen Sie hinaus. So machen wir es...“

Arnold ging. Helen stand neben Wetzel, vor Aufregung fiebernd, am Fenster. Kurze Zeit später stand Arnold im Blitzschein draußen. Er stand ruhig da und wartete. Da öffnete Helen das Fenster. Wetzel drückte ihre Hand, setzte sich auf das Fensterbrett, zog seine Füße hinüber und sprang. Dann war es still. Es war zwei Minuten lang still.

Dann kam Arnold zurück. Als er das Zimmer betrat, naß und steif, hörte man das Rauschen des Sturmes und des Regens.

„Jetzt ist er durch“, sagte er, „man hat nichts gehört... Jetzt ist er durch.“

„Wir haben etwas Gutes getan, Naudeau!... Wir haben etwas sehr Gutes getan... O wie freut mich das!“

„Ja, Helen, du warst tapfer — und wir haben etwas Gutes getan.“

Er legte seine Hände um ihren Nacken und zog sie an sich. Er liebte ihre Haare und sagte:

„Und jetzt sind wir endlich ganz allein. Jetzt sind wir ganz froh, ganz erlöst und ganz allein.“



„Wir bleiben doch noch zwei Tage hier?“ fragte Helen.

„Ja, Helen, wir bleiben hier — ganz allein, ganz für uns allein.“

XXVI

Hin und wieder in der Zeit, da er mit Helen auf dem Berg weilte, hatte Arnold an die Reise gedacht, die er nach Bern machen mußte. Sollte seine kaum erlangte Freiheit jetzt von dieser Seite bedroht werden? Verlangte das Schicksal von ihm, daß er sich noch mehr der Lüge verschrieb? Denn was blieb übrig, als eine Lüge ohne Ende, wenn man ihn zum Schweizer Rekruten machte?

Arnold lächelte trotz all seiner Besorgnis, wenn er daran dachte. Er, der deutsche Frontsoldat, der ein Maschinengewehr bei zwanzig Grad Kälte und in stockdunkler Nacht in Sekundenschnelle bedienen konnte, sollte sich jetzt als ungeübt erweisen, als einer, der noch nicht einmal Patronen in eine Flinte einzulegen versteht. Ja, Arnold mußte bei all dem Komischen lächeln, das sein Weg ihm zu betrachten gab, und er sagte sich mit erzwungenem Gleichmut, daß es besser sei, sich als Rekrut dumm zu stellen, als sich als Gefreiter in Rußland wie ein Hase treiben zu lassen.

Von der deutschen Ostfront hörte man nur Schlimmes. Das Kesseltreiben war dort in vollem Gange; die Hasen waren deutsche und verbündete Soldaten, die Jäger waren russische Soldaten und Partisanen. Was sich in den

Kesseln haschen ließ, wurde getötet oder gefangen und weggetrieben.

Arnold blieb nach seiner Rückkehr vom Monte Generoso eine Woche lang in Castagnola. Dann besprach er sich nochmals mit Jean, der wieder krank war und an seinen Magenbeschwerden litt, und reiste mit zwiespältigen Gefühlen nach Norden ab. Da die Südwärme ihn nun nicht mehr wie eine Hülle umschloß, fühlte er sich schutzlos, und Furcht stieg auf, jene ursprüngliche, unbestimmte, aber starke Furcht, wie sie den entblößten Körper ankommt, wenn er sich von Nacht und Kälte angegriffen fühlt.



Als der Zug dann talwärts rollte, setzte er sich in die Ecke seines Abteils und zwang sich zu klaren Gedanken. Was er sich schon fünfzigmal überlegt hatte, wendete er zum einundfünfzigsten Male im Kopf herum, versuchte, sich mit seinem Entschluß zu beruhigen, mit Schlaubergerei und Verstellung die Behörden von seiner militärischen Untauglichkeit zu überzeugen, und fühlte plötzlich wieder jene Ruhe in sich, die ihn vor großen Ereignissen immer gleichgültig machte und seinen Verstand schärfte. Ja, er fuhr jetzt einen Teil des Weges zurück, den er gekommen war. Aber es war nur ein Teil des Weges, es war nur eine Richtung, die er jetzt einhielt, um sie alsbald wieder zu verlassen. Er fuhr innerhalb der Friedensinsel den Weg, der in umgekehrter Richtung seine Flucht ermöglicht hatte. Er nahm sich vor, darin kein Gleichnis einer Schicksalswendung sehen zu wollen. Er wählte einen Umweg und fuhr nach Zürich.

In Zürich übernachtete er in einem anderen, ihm bisher fremden Hotel. Am nächsten Tag fuhr er nach Bern. Er hatte sich einen Fahrplan ausgesucht, der es ihm gestattete, falls alles gut ging, am gleichen Tage nach Zürich zurückzukehren. Die Leere in ihm war vollkommen. Er war kühl bis ins Herz hinein. Er schwebte über die Straßen. Die Menschen waren undeutliche Schatten, die sich maschinengleich um ihn bewegten.

Als er den Offizieren gegenüberstand, die sachlich und wohlwollend ihrer Arbeit oblagen, war er seiner Sache sicher. Er wies sich als Naudeau Rollé aus, erzählte gleichsam verwandelt Naudeaus Geschichte und glaubte selber, was er sprach. Er begründete den Heimaturlaub, den Naudeau Rollé sich gewährte, mit einer seelischen und körperlichen Schwäche, mit einem Ungenügen, das er auf die Dauerzermürbung zurückführte, die das Leben in den deutschen Städten eingebracht. Die Bombennächte, das Elend des Krieges, das letzte Erlebnis, da der Tod in Hamburg auch nach ihm gegriffen — war es zu verstehen, daß ein friedlich gesinnter Schweizer, ohne die Nötigung jeglicher patriotischer Pflicht, langsam seelisch wund und mit aufgebrauchten Nerven ruhebedürftig wurde? Nein, Naudeau war jetzt nicht zum Kriegshandwerk zu gebrauchen. Er gehörte auch nicht mehr zu den Allerjüngsten, und als Künstler war er nicht den groben Klötzen zuzuteilen. Das sah man ein. Man stimmte ihm bei, wenn er sich für dieses Jahr noch heilende Ruhe zugestand, und man lächelte zustimmend, als er das Ende des Krieges für eben dieses Jahr in Aussicht stellte. Später werde man seiner sicherlich nicht mehr bedürfen, meinte er.

(Fortsetzung folgt)

WAHRE GESCHICHTEN

Angst

In höchstgelegener Person stand kürzlich der Manager einer Eisrevue in Wien abends an seiner Kasse. Der 100 000. Besucher wurde erwartet. Für den Glücklichen war ein Riesenkorb mit Schnaps, Schinken, Schokolade und Schaumwein vorbereitet worden, und der Manager wollte ihn überreichen. Der 99 995. Besucher war eine junge Dame. Der 99 998. eine Frau. Ein junger Bursche der 99 999. Manager, Kassiererin und uniformierter Kontrolleur warteten voller Spannung. Da trat ein Arbeiter an das Kassenfenster. Der Kontrolleur rief: „Das ist er!“ und der Manager trat auf ihn zu. Aber diese Worte hören, sich umwenden und davonrennen war für den 100 000. Gast der Eisrevue eins. Nur mit Mühe gelang es Billettabreibern und Chef, den erschreckten Mann auf der Straße einzuholen. Er nahm den Korb endlich, aber mit angsterfüllten Augen in Empfang und zitterte dabei am ganzen Leib.

Wo brennt es?

„Riechst du was?“ fragte ein Bauer in Hudikowoll (Schweden) seinen Knecht, als sie Heu aus der Scheune holten, ... es riecht versengt!“ Der Knecht schnüffelte. Tatsächlich: Brandgeruch! Aus Furcht vor dem Verlust seiner Ernte alarmierte der Bauer schließlich die Feuerwehr. Sie kam angerasselt, suchte und suchte und fand gleichfalls nichts. Der Kommandant gab den Befehl zum Abmarsch. Doch da, da entdeckte der Enkelsohn des Bauern das Feuer. Es brannte in Opas Rocktasche. Er bewahrte nämlich seine frisch angesteckte Pfeife darin auf.

Ahnungslos

Im Jahre 1915 wurde der deutsche Kreuzer „Panther“ auf einer seiner Kaperfahrten in der Südsee torpediert. Das Schiff sank. Ein Rettungsboot brachte zehn Überlebende zu einer Insel. Das Eiland war fruchtbar. Aber es war auch so winzig, daß sich nur zwei Menschen auf ihm ernähren konnten. Deshalb blieben nur der Leutnant Helmut Wage und sein Bursche. Die anderen ruderten weiter auf eine Nachbarinsel zu. Kaum waren die Kameraden aber außer Sicht, griffen Eingeborene die beiden Männer an. Diese banden sich schleunigst ein Floß und fuhren den anderen nach. Ein Gewitter riß jedoch ihr Fahrzeug entzwei und tötete den Burschen. Wage wurde nach drei Tagen am Strand einer anderen Insel angetrieben. Und hier nährte er sich nun von Pflanzen und Früchten. Sein Haar und Bart wuchs. Tag um Tag, Jahr um Jahr verging, und sooft er auch nach Schiffen ausschaute — es kam keines. — 64 Jahre alt wurde der Mann. Und da hatte vor zwei Jahren der holländische Tanker „Banga“ einen Motorschaden auf hoher See. Die Strömung trieb den Dampfer in die Nähe von Wages Insel. Seine Mannschaft vertrieb sich während der Reparatur die Zeit mit Entdeckungsreisen. Dabei fand sie den deutschen Mariner. Es war ihm schwer begreiflich zu machen, daß man das Jahr 1955 schrieb und daß schon wieder ein zweiter Krieg über sein Vaterland gekommen war. Die „Banga“ nahm Wage mit nach Sumatra. Dort brachte der Mann zwei Jahre, ehe er wieder Herr Helmut Wage, ausgestattet mit allen Papieren, war. Jetzt traf er in Berlin-Charlottenburg bei Verwandten ein.

Sie lesen in der nächsten Nummer u. a.:

Neuen Geheimnissen auf der Spur

Ein Beitrag zum Geophysikalischen Jahr

Gefahr für Europa: Versteppung

Tiere sorgen für den Winter

Warum machen Sie mit?

Fortsetzung von Seite 10

einen Brandschutzlehrgang. Und Herr M. führte uns hinter das Haus auf das Übungsgelände.

Dort glaubten wir, auf den Übungsplatz einer freiwilligen Feuerwehr geraten zu sein, und wenn altbekannt Luftschutzhandspritze hantieren zu sehen, so wurden wir enttäuscht. „In verbesserter Form benutzt die natürlich auch“, erklärte Herr M., „Aber im vergangenen Krieg hat sich gezeigt, daß sie allein nicht genügt, um eine wirkungsvolle Selbsthilfe der Bevölkerung bei Brandkatastrophen nach Luftangriffen zu gewährleisten.“ Zwischen den einfachsten Mitteln zur Brandbekämpfung, der Handspritze, und den technisch gut ausgerüsteten Feuerwehren habe eine gefährliche Lücke geklappt. „Diese zu schließen, stellen wir diese Brandschutztrupps des Selbstschutzes auf. Sie sind auch im Zeitalter der Atomwaffen sinnvoll, denn eine der Hauptwirkungen dieser teuflischen Waffe ist ja die Hitze, die unzählige Brände entfachen kann.“

Diese Trupps, jeweils sechs Mann, sind in der Tat feuerwehrmäßig ausgerüstet; mit einer Kraftspritze, tragbar und handlich, von einem 125 ccm Zweitaktmotor getrieben, und von erstaunlicher Leistungsfähigkeit, mit Schläuchen und Armaturen, wie sie die ordentlichen Feuerwehren benutzen. „Daß mit diesen Geräten geübt werden muß, das ist verständlich, denn im Notfall kommt es auf Minuten, ja

sogar Sekunden an. Ja, und deshalb sind diese Männer und Frauen hier.“

Was sind das nun für Menschen, die ihre Freizeit opfern, um an einer Sache mitzuarbeiten, die im Vorurteil so vieler Menschen lange Zeit verschrien war? Um es gleich zu sagen, es sind Menschen, wie wir sie täglich auf den Straßen einer Großstadt, auf dem Land, in den Betrieben und Büros treffen können, es sind „Menschen wie du und ich“. Keine versteigerten Idealisten, keine verbohrtens Vereinsmeier, sondern Menschen mit nüchternen und sachlichen Überlegungen, die ihre Situation im Atomzeitalter klar erkannt haben und die — das nicht zuletzt — diese Situation mit Tatkraft meistern wollen. Besonders bemerkenswert und erfreulich ist dabei, daß eine große Anzahl Jugendlicher darunter ist; ein Beweis mehr, daß man der Jugend nur eine richtige Aufgabe zu stellen braucht, um ihren Kraftüberschuß in geordnete, fördernde Bahnen lenken zu können.

Wenn wir die Antworten auf unsere Frage „Warum machen Sie eigentlich mit?“ auf einen gemeinsamen Nenner bringen sollten, so müßten wir sagen: Es ist das Verantwortungsgefühl für sich und den Nächsten, es ist ein — heute oft verlorengegangener — hintangesetzter — Gemeinschaftssinn, der Wunsch, zuzupacken und das Schicksal der meisten, im Falle einer allgemeinen Not dem anderen Hilfe leisten zu können.

Komisch, nicht?

GUTE ANTWORT

Der italienische Dichter Verriost lebte in sehr bescheidenen Verhältnissen.

Einmal wurde er gefragt: „Warum wohnen Sie in einem solchen kleinen und unscheinbaren Häuschen? Gerade Sie, der Sie in Ihrem ‚Rasenden Roland‘ so herrliche Paläste beschrieben haben?“

Da erwiderte der Dichter etwas bitter: „Weil es leichter ist, Worte zusammenzufügen als Steine!“

GEWONNENE WETTE

Einige Arbeiter einer Krefelder Fabrik wetteten, daß niemand es fertigbrächte, den Weg vom Bahnhof bis zum Betrieb mit einer Zigarre auszumessen.

Ein junger Kollege ließ sich das jedoch nicht zweimal sagen und maß die Wegstrecke vom Hocksitz eines Rollwägelchens, das sein Freund langsam den Weg entlangzog, mit einer Zigarre aus.

Bis zum Ziel mußte er 5189mal den Glimmstengel vorwärtschieben. Den Durst, den er dabei bekam, löschte er mit zwei Kästen Bier, dem Preis der Wette.

PARIERT

Geheimrat Sauerbruch wurde zu einem alten pensionierten General gerufen, der ihn ziemlich herablassend empfing: „Offen gesagt, Herr Geheimrat, mir gelten die Heilfähigkeiten eines alten, erfahrenen Schäfers weit mehr als die eines alten, erfahrenen Mediziners!“

Ohne eine Miene zu verziehen, antwortete Sauerbruch: „Ja, Exzellenz haben wirklich recht, falls Sie meinen, daß es sich um ein krankes Schaf handelt.“

EINSCHRÄNKUNG

Bei Friedrich Luft beklagte sich einmal eine Schauspielerin darüber, daß sie in seinen Theaterkritiken immer nur sehr kurz erwähnt würde.

„Aber ich bitte Sie“, erwiderte Luft, „ich habe Sie bisher doch immer gelobt.“

„Gewiß“, sagte die Dame, „Sie haben wohl Gutes über mich berichtet, aber nicht eben viel.“

„Nun“, meinte Luft freundlich, „ich kann natürlich nicht so viel Gutes in der Kritik bringen, wie Sie von sich halten.“

LITERARISCH - SÄCHSISCH

Im Examen fragte ein Studienrat den schwitzenden Prüfling aus Döbeln (Sachsen), was Gretchen zu Faust bei ihrer ersten Begegnung sagte.

Der Schüler antwortete prompt: „Bin weder Fräulein, weder schön, gann unbekleidet nach Hause gehn!“

AUGEN

In der Redaktion der norwegischen Zeitung „Aftenposten“ fragte ein Leser aus Bergen beim „Ratgeber für Liebende“ an: „Können Sie mir verraten, warum die Mädchen immer die Augen schließen, wenn ich sie küsse?“

Der Redakteur antwortete: „Senden Sie uns bitte ein Bild von sich, dann können wir es Ihnen augenblicklich sagen!“

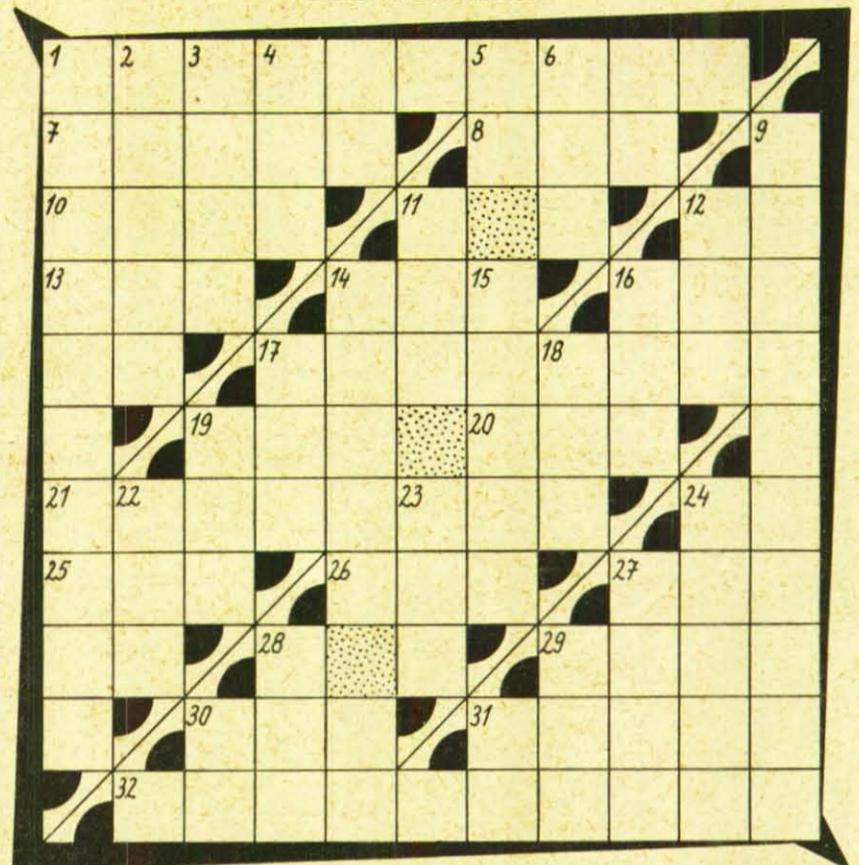
HEILSAME METHODE

Viktor Freiherr von Weizsäcker, der bekannte Internist und Neurologe, ist nicht nur wegen seiner ärztlichen Fähigkeiten, sondern auch wegen seiner Herzengüte geschätzt. Aber diese hindert ihn nicht, da, wo es angebracht ist, mit „goldenen Rücksichtslosigkeit“ vorzugehen. Besonders ärgert ihn eine ärztliche Beratung im geselligen Kreise oder gar auf der Straße. Eines Tages wird er dort von einer seiner Patientinnen angesprochen. Sie trägt ihm allerhand Klagen vor und fragt zum Schluß, was sie wohl dagegen machen könne.

„Bitte, schließen Sie einmal die Augen“, gebietet Weizsäcker. „So, und nun strecken Sie die Zunge heraus!“

Kaum aber hat die Patientin diese Anweisungen ausgeführt, als Weizsäcker stillschweigend fortgeht und die Dame als ergötztendes Bild für alle Vorübergehenden stehenläßt.

KREUZWORTRATSEL



Waagrecht: 1. deutscher Astronom (1473—1543); 7. Wohlgeruch, 8. leistungsfähig, 10. flott, 13. Himmelsrichtung, 14. Berg in der Ostschweiz, 16. böse, 17. wirtschaftliche Unabhängigkeit, 19. Kosmos, 20. Handlung, 21. geometrischer Körper, 25. männliche Gestalt des Alten Testaments, 26. Banksturm, 27. Papstname, 29. männl. Haustier, 30. europäische Hauptstadt, 31. erhabene geschnittener Stein, 32. deutscher Schauspieler (1867 bis 1952). — **Senkrecht:** 1. Mißklang, 2. Sohn des Agamemnon, 3. öffentliche Nachrichtenübermittlung, 4. deutscher Fluß, 5. Insel bei Marseille, 6. Fell von Ziegen, 9. polnisches Herrschereschlecht, 11. Siedlung, 12. Schweizer Kanton, 14. Schweizer Mathematiker und Astronom (1707—1783), 15. Teilzahlung (Mehrzahl), 16. amtliches Schriftstück, 17. Stadt in Norditalien, 18. selten, 19. griechische Göttin der Verblendung, 22. Insel im Ägäischen Meer, 23. harte Tonart, 24. Teil des Fußes (Mehrzahl), 27. tibetanischer Mönch, 28. Lotterienteilschein, 29. Sohn des Noe.

SILBENRATSEL

Aus den Silben: a — a — ak — bi — bra — che — ha — i — kan — e — ein — fre — gel — ha — i — do — kra — li — ne — ne — on — on — os — po — sil — re — ri — rup — se — see — ser — sil — ster — ta — te — te — ter — ter — ti — ton — weh — win sind 16 Wörter folgender Bedeutung zu bilden: 1. Giftschlange, 2. Männername, 3. See in Bayern, 4. kurzes Theaterstück, 5. Gewichtsmaß, 6. Stern im Orion, 7. Nebenfluß der Elbe, 8. ägyptische Königin (1375—1358 v. Chr.), 9. Vulkanöffnung, 10. Beule (norddeutsch), 11. Monat, 12. Stadt in Ostfrankreich, 13. Zuckersaft, 14. Zeitabschnitt, 15. Ehrenrettung, 16. Herbstblume (ch = 1 Buchstabe).

Bei richtiger Lösung ergeben die ersten und dritten Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Luftschutz-Merkatz.

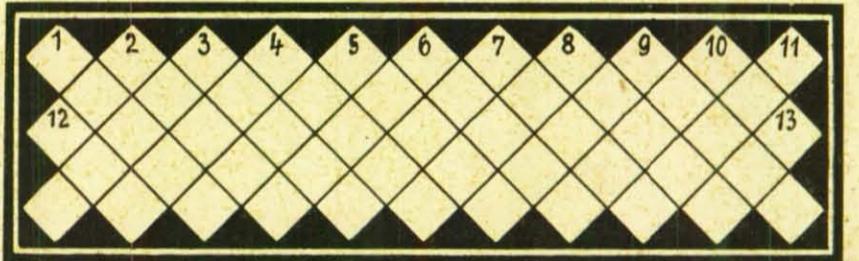
Rätsellösungen aus Nr. 21

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Mop, 4. Hai, 7. Gag, 10. Ase, 13. Perseus, 15. Aleuten, 17. DIENSTSTELLE, 20. MLI, 21. echt, 22. Sam, 24 in, 25. BETRIEBEN, 28. Ar, 29. Ala, 31. UND, 32. SELBSTSCHUTZ, 39. Nu, 40. Saat, 41. Peso, 42. le, 43. DER, 44. Aga, 46. Ara, 48. Saal, 50. SCHUTZ, 52. free, 54. Elm, 55. Roeteln, 56. VON, 57. Lei, 59. Ni, 60. Ges, 62. See, 64. Nen, 66. ich, 67. Brett, 68. Ruine. — **Senkrecht:** 1. MP, 2. oed, 3. Prim, 4. Henie, 5. aus, 6. Ister, 7. Gatte, 8. Ale, 9. Gelse, 10. Atem, 11. Sen, 12. en, 14. Selb, 16. Ulan, 18. Schicht, 19. Diagnose, 23. Erdbeben, 26. Tuba, 27. Buche, 28. an, 30. As, 31. Uz, 33. Esel, 34. Lar, 35. Stachel, 36. Spaten, 37. USA, 38. Torf, 43. Dame, 45. Gut, 47. Arve, 49. Aller, 50. Sof, 51. Zlin, 53. Eosin, 58. IST, 60. Gnu, 61. Ob, 63. et, 65. er. — **DER SELBSTSCHUTZ IST SCHUTZ VON BETRIEBEN UND DIENSTSTELLEN.**

Silbenrätsel: 1. Diarium, 2. Elysium, 3. Renette, 4. Korridor, 5. Leitgeb, 6. Allegro, 7. Teekanne, 8. Samos, 9. Cholera, 10. Indianer, 11. Surrogat, 12. Talmi, 13. Ilsenburg — *Der Klatsch ist immer boesartig.*

Magischer Rahmen (Botanik): 1. Tanne, 2. Apfel, 3. Nelke, 4. Eller.

Vielsellig: Bau.



ZB Illustrierte. Zeit-Berichte + Zeit-Bilder für Menschen im Atomzeitalter. Ersch. 14tägig. Im Verlag Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstr. 39-41, Ruf 21361. — **Chefredakteur:** Fried. Walter Dinger. Verantwortlich für Zeit-Berichte: Helmut Döhler und Heinrich Deurer. Zeit-Bilder: Dr. Volker Werb. Feuilleton: Dr. Gertrud Reschbat. Zivilbevölkerungsschutz: Artur Baumann. Redaktion Köln, Norbertstraße 3. Ruf 57194. Manuskripte und Bilder nur an Redaktion, bei Einsendungen Rückporto beifügen. Für unverlangte Beiträge keine Gewähr. Anzeigenverwaltung: Verlag und Anzeigenverwaltung Carl Gabler, München 1, Theaterstraße 8, Telefon-Sammelnummer 2 86 86. Telegramm-Adresse: Gablerpress, Fernschreiber: 052/3662. Verantwortlich: Erhardt Kräher. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 2 gültig. Druck: Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstraße 39. Alleinverlieferung für das Saargebiet: Josef Leismann, Saarbrücken III, Johannisstraße 4. Preis sfrs. 45.— einschließlich Zustellgebühr. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Dr. Gerhard Bartsch, Salzburg, Bergstraße 8, Telefon 6 83 26, Preis S 2,80 in Österreich. Bezugsbedingung: Die ZB-Illustrierte erscheint 14tägig. Einzelpreis 40 Pf., Quartalsabonnement 2,40 DM plus ortsüblicher Postzustellgebühr. Bestellungen nehmen der Verlag und alle Postämter entgegen.

die kleine



Umständlich

Verhauen dürfen die Lehrer in Bassat, Kalifornien, bei schweren Fällen von Unfolgsamkeit ihre Schüler. Die Schulbehörde bestimmte dazu jedoch: Erstens müssen die Eltern damit einverstanden sein, zweitens bedarf es der Genehmigung des Schulrates und drittens haben der Züchtigung zwei Zeugen beizuwohnen, die aber nicht die Eltern des Schülers sein dürfen.



Kalter Vater

Eine Überraschung erlebte ein Bauer bei Kettenring, nordostwärts von Northampton, als er neugierig in ein Spatzennest hineinschaute. Auf den Spatzeniern saß seelenruhig ein Frosch.

Auf „irischer Tai“

„Ich gehe einkaufen“, sagte die Pariserin Gilberte Plaulin und verließ das Haus. Ihr Mann Henri benutzte die Gelegenheit, um eine Besorgung im Rathaus zu erledigen. Dort traf er zu seiner maßlosen Verblüfung seine Frau, die sich gerade mit einem anderen Mann trauen lassen wollte. Wegen verurteilter Bigamie wurde sie zu einer Geldstrafe von 600 Mark verurteilt.



Freiheitsdurst

Rund sechzig Mark Rente im Monat bekommt ein 55jähriger mohammedanischer Chinese, der jetzt vor einem Gericht in Singapur stand, um sich von seinen beiden Frauen scheiden zu lassen. „Ich will gern die Rente unter ihnen aufteilen“, sagte er, „wenn ich die Weiber nur loswerde.“



Hochstapler

Schneidig grüßten Rekruten einen vor dem Tor der King's School in Worcester (England) stehenden General. Dieser salutierte ebenfalls, konnte aber ein Schmunzeln kaum unterdrücken. Es war der Primaner Peter Jones, der sich für eine Schul-Theatervorführung kostümiert hatte.

Tiefschlaf-Rekord

Einen Tiefschlaf-Rekord stellte der elfjährige Timmy Cheetham in Chesterfield auf. Mit geschlossenen Augen — ohne zu wissen, was er tat — stieg er aus dem Bett, öffnete das Schlafzimmerfenster, lehnte sich hinaus und stürzte über vier Meter tief in den Vorgarten hinab. Das Erstaunlichste an dem Abenteuer: Nicht einmal durch den Sturz wachte er auf. Immer noch schlafend rappelte er sich hoch und wandelte durch den Garten. Dabei entdeckte ihn sein Vater und stellte fest, daß der Junge einen Fuß verstaucht hatte. Erst nach Stunden erweckte der Junge. Er konnte sich an nichts erinnern. Die Eltern haben jetzt vorsichtshalber sein Fenster mit einem Schrank verbaut.

Menschenfreund

Eine unangenehme Feststellung machten die Stadtväter von Walden im Staate New York. Sie fanden heraus, daß der 65jährige und bislang unbescholtene Angestellte Tom Clerk — seit 1928 im Gemeindedienst — seit Jahren ebenso heimlich wie freiwillig den Bürgern zu niedrige Wasserrechnungen ausgeschrieben hat, wodurch der Stadt rund 16 151 Dollar verlorengegangen sind. Er hat damit niemanden bevorzugt und sich in keiner Weise bereichert. Seine Erklärung dazu: „Ich weiß selber nicht, warum ich es tat.“

Praktisch

Durst bekam ein Polizist, der in Philadelphia ein Haus durchsuchte, in dem schwarzgebrannter Whisky versteckt sein sollte. Er nahm ein Glas und drehte einen Wasserhahn auf. Zum Vorschein kam — Whisky. Der Hahn war mit einem Tank verbunden, der im Garten vergraben lag.

Hin und zurück

Besorgte Gesichter machten die Chirurgen, als sie einen aus Versehen von einem Freund angeschossenen achtjährigen Jungen aus Stockton in Kalifornien untersuchten. Sie stellten fest, daß das Geschöß auf der gegenüberliegenden Seite der Einschußstelle unter der Schädeldecke saß. Eine Entfernung war unter diesen Umständen nicht möglich, ohne daß man den Tod des Kindes riskiert hätte. Da machten die Ärzte einen fast grotesk anmutenden Vorschlag. Sie rieten dem Jungen, abends im Bett mit dem Kopf gegen das Kissen zu schlagen. So geschah es. Fünf Wochen später war das Geschöß durchs Gehirn hindurch wieder bei der Einschußstelle angelangt und konnte mühelos entfernt werden. Irgendwelche Schäden konnte man bei dem Patienten bisher nicht feststellen.

Zerstreut

Ein Musterbeispiel an Zerstretheit lieferte Professor Edward Kendall in Princeton im Staate New York. Er zahlte zweimal seine Miete und bemerkte den Irrtum erst, als der zweite Scheck zurückkam.

Angenagt

Eine Postkarte, die an den Rändern stark zerfetzt war, hatte ein Briefträger in Grinestead (Südengland) auszuliefern. Neben der Adresse stand — rot unterstrichen — folgende postalische Anmerkung: „In einem Dorfbriefkasten von Schnecken angefressen!“

Jetzt neue Preise!

Dazu unsere bisher günstigsten Zahlungsbedingungen. Bildkatalog 79 mit Beratung gratis. Postkarte genügt. Fachversandhaus aller Schreibmaschinen
Günther Schmidt GmbH., Abt. 98
 Frankfurt a.M., Postfach 9125
 Verkauf: Platz d. Republik 3
 Berlin-Lichterf., Baseler Str. 69
 Hamburg 24, Birkenau 16
 Göttingen, Elbinger Str. 30
 Stuttgart, Königstraße 20
 München, Bayerstraße 37
 4,- DM
 Anzahlung z. B. für
 weltbekannte Torpedo.
 Ähnlich alle anderen.
Versand ab Werk - fabriken - Lieferung frei Haus

Eine Bitte AN UNSERE LESER:
 Schenken Sie den Inserenten dieser Zeitschrift Ihr Vertrauen und beziehen Sie sich bei Ihren Anfragen und Einkäufen auf die
ZB ILLUSTRIERTE

Noch mehr
 günstige Angebote an neuesten Photo- u. Kinokameras mit Kamerakunde u. Lehrgang. „Freude an der Kamera“ bietet der Schaja-Photoführer auf 225 Seiten. 1/2 Anzhl., 10 Rat., Ansicht, Garantie. Schreiben Sie sofort an
PHOTO SCHAJA
 Abt. 75 MÜNCHEN 22

Sie hören jeden Donnerstag, 23.15 Uhr, die
„Stimme der Hoffnung“
 über Sender Luxemburg
 Lange Welle 1287 m, 233 kHz
 Abschriften
 der Ansprachen kostenlos
BERLIN-ZEHLENDORF, Niklasstraße 19
 (Westberlin)

Ausrüstungen für den Zivilen Luftschutz

Brandschutz und Brandbekämpfung
 Albert Ziegler, Schlauch- und Feuerlöschgerätefabrik, Giengen/Brenz, Ruf.: 311/313, Fernschreiber: 0712/759

Feuerlösch-Zubehör und Armaturen
SCHMITZ
 J. Schmitz & Co., gegr. 1875, Frankfurt/M.-Höchst, Postfach 64, Ruf: 1 39 81, Fernschr.: 04 11 921
 Albert Ziegler, Schlauch- und Feuerlöschgerätefabrik, Giengen/Brenz, Ruf: 311/313, Fernschreiber: 0712/759

BRIEFMARKEN
 Verlangen Sie meine ausführliche, umfangreiche Preisliste unverbindlich.
 Heute biete ich an:

Span. Tanager, Tiere	6 Werte	DM 1.20
Span. Kolonien, Blumen	12	DM 1.10
Nicaragua, Sport	5	DM —.70
Jugoslawien, Fische	3	DM —.60
Ungarn, Waldtiere	10	DM 3.50
Ungarn, Käfer	10	DM 4.—
Div. Motivpack. & 25 versch. Marken		DM 1.40
Michel, Kat. Deutschland 1957		DM 4.50
Briefmarkenalbum A U S A L L E R W E L T		DM 10.50
140 Seiten mit 4000 Markenfeldern		

 Briefmarkenversand C.H.R. LÖWEN
 (21b) Hagen i. W. 101 — Postfach 1030

● Rettung für Hautkranke durch Klossin Wunder
 Erfolgreiche Vollkuren (bestehend aus 5 versch. Präparaten), bei Schuppenflechte DM 17,50, Ekzemen, auch schlimmster Art, DM 13,—, offenen Beinwunden, auch sehr veralteten, DM 16,—, Verhornung der Innenhand, Pickel, Mitesser und andere Hautleiden. Auch Probedose nur 1 Creme DM 4,50. Verlangen Sie Prospekte. Bei Bestellung Zweckang.
Klossin Heilmittel Abt. 23 Fürth/Bayern

FÜR SIE SELBST, ABER AUCH ALS
 GESCHENK FÜR FREUNDE UND BEKANNTE

EIN POSTABONNEMENT

Das Blaue Blatt

DIE BELIEBTE FAMILIEN-ILLUSTRIERTE

FÜR MONATLICH DM 1.20

BEI JEDER POSTANSTALT

Wer ist der Große Un

1. Fortsetzung

Aber Dr. Klaus Fuchs kann es nicht. Er grübelt, sinnt, legt die Hände vor das blasse, schlaaffe Gesicht.

„Ich glaube, Sie wissen gar nicht, wie meine Zusammenkünfte mit Raymond verliefen! Ich will es Ihnen schildern!“

März 1944. Raymond bummelt die Madison Avenue entlang. Fuchs kommt ihm entgegen. Beide sehen sich. Doch weder Raymond noch der Doktor beraten auch nur durch eine einzige Bewegung, daß sie sich sprechen wollen.

Raymond geht an Dr. Fuchs vorbei. Schwelkt in die ruhige 50. Straße ein, bleibt an einem Buchladen stehen, als studiere er die Auslagen. Dr. Fuchs tritt ebenfalls näher. Für eine Sekunde berühren sich die aus den Mänteln gezogenen Hände der beiden. Dann dreht Raymond ab, kümmert sich nicht mehr um den Mann, der ihm soeben eine kleine Rolle von Notizbuchblättern zugesteckt hat. Er geht wieder in die Madison Avenue zurück, überquert den Fahrdamm, wandert in die linke Abzweigung der 49. Straße, betritt einen kleinen Friseurladen. Hier sitzt ein Herr gelangweilt und wartet auf Haarschnitt. Raymond setzt sich neben ihn. Er bittet sich eine Zeitung aus. Der Herr gibt sie ihm höflich.

Plötzlich faßt sich Raymond an den Kopf. Er scheint etwas vergessen zu haben. „Komme gleich zurück“, ruft er dem Friseur zu und geht rasch hinaus. Der gerissenste Detektiv der FBI würde bei Raymond keinen Fetzen des Berichts von Dr. Fuchs mehr finden. Er hat die kleine Rolle bereits unter der Zeitung seinem Chef John im Friseurladen ausgehändigt.

„Natürlich“, sagt der Beamte der FBI, der Dr. Klaus Fuchs nach seiner Verhaftung nun schon wochenlang verhört. „So geht es wohl zu.“

Aber Dr. Klaus Fuchs schüttelt den Kopf. Aus ihm heraus sprudelt und quillt die Erinnerung an jene Wochen und Monate, in denen er fast ein Werkzeug dieses unbekanntesten Raymond gewesen ist.

Er ist nach einem genau festgelegten Plan wie ein gewarntes scheues Wild zu den Treffpunkten gekommen. Zuerst hinab in die Subway. Dann auf der nächsten Station rasch umgestiegen. Wieder hinaus aus dem Schacht, hinein in eine Taxe. Ein völlig falsches Ziel angegeben. Mitten in der City den Taxifahrer entlohnt, in den nächsten Bus gesprungen. Den wieder verlassen, wieder hinab zur Subway, und nun endlich ans richtige Ziel gefahren. Oh, dieser geheimnisvolle Raymond hat es mit Dr. Fuchs nicht immer leicht gehabt! Eines Tages hat Fuchs seinem Mittelsmann etwas ganz Außergewöhnliches vorgeschlagen:

„Ich möchte nicht mehr in New York wohnen! Wie stellen Sie sich dazu, wenn ich zu meiner Schwester nach Cambridge in Massachusetts ziehe?“

Im gleichen Augenblick, als Dr. Fuchs diese Frage gestellt hat, beißt er sich schon wütend auf die Lippen. Er, der Atomforscher von Rang und Namen, fragt diesen kleinen anonymen Agenten, ob er vielleicht nichts dagegen habe, wenn man die Wohnung wechselt? Fragt, ob man bei der eigenen Schwester Quartier beziehen dürfe! Wie kommt ein Dr. Klaus Fuchs dazu, sich so herabzuwürdigen?

„Ich würde es eigentlich nicht empfehlen“, sagt Raymond nachdenklich. Ahnt der Agent, daß diese Schwester eines Tages dazu beitragen wird, ihn — den anonymen Spion zu fassen?

„Nein, ich halte nichts davon, wenn jemand von uns bei Verwandten lebt“, setzt Raymond seine Einwände fort. Er weiß es selbst am besten, wie unsagbar er gelitten hat, als er tagtäglich

Das freimütige Geständnis, das der Atomspion Dr. Klaus Fuchs vor den Beamten des Sicherheitsdienstes ablegt, ist erschütternd. Niemand hat ihn zu seinem Verrat gezwungen, er hat kein Geld angenommen. Dr. Fuchs ist aus Überzeugung zum Verräter geworden. Aber wer sind seine Hintermänner? Wer ist jener Raymond, dem er seine Informationen gegeben hat? Darüber berichtet diese erste Fortsetzung des Tatsachenberichtes über Atomspionage, den wir in unsere Serie „Der Mensch greift in Gottes Werkstatt“ einblenden.

seinen Eltern endlose Schwindelgeschichten erzählen mußte, um nächtliche Reisen zu verbergen.

„Und ich werde doch bei meiner Schwester wohnen“, sagt Herr Dr. Klaus Fuchs ganz entschieden.

Als man sich drei Tage später vor dem Long Island College of Medicine an der Atlantic Avenue von Brooklyn treffen will, ist Dr. Fuchs nicht da.

Raymond wandert mit raschem Schritt wohl ein dutzendmal um das mächtige Gebäude, dann eilt er in die nächste Telefonzelle:

„Er ist nicht gekommen“, sagt er mit fast tonloser Stimme in die Muschel.

„Dann gehen Sie gleich in seine Wohnung“, hört er die Stimme des Chefs John.

In der 77. Straße nahe dem Medical Center der Columbia Universität steht der alte Portier des Hauses Nr. 128 vor der Tür, als sich Raymond höflich nach Mister Fuchs erkundigt, der doch seit längerer Zeit ein Appartement im sechsten Stock bewohnt.

„Sie meinen den Herrn Doktor?“ fragt der Portier zurück.

„Ja, der ist leider ausgezogen. Ein netter Mensch, sehr freundlich immer.

Ob ich seine neue Adresse habe? Leider nicht, meine Herr. Soviel ich weiß, ist er aus der Stadt fortgezogen.“

Der alte Mann plappert noch weiter, aber sein Besucher ist bereits fortgegangen. Er hat es sehr eilig, der Harry Gold, der Raymond.

So rasch als möglich nach Hause! Dort nachsehen, wo eigentlich die Schwester des Doktors wohnt! Das ist die letzte Chance, den Verschwundenen zu finden. Ist er nicht dort, dann ist etwas Unangenehmes passiert. Man könnte den Doktor mit der dicken Brille vielleicht festgenommen haben! Nicht auszudenken, was dann John, der „Boß“ sagen würde.

Christel Fuchs heißt seit vielen Jahren nicht mehr nach ihren Eltern. Sie hat einen Herrn Heinemann geheiratet und lebt in Cambridge (Massachusetts). Nicht gerade sehr komfortabel, denn in Brattle Street liegen meist alte Bauten. Eines davon hat George Washington gebaut, und Longfellow wohnte darin.

Der Mann, der gegen 21 Uhr abends bei den Heinemanns klingelt, hat wenig Sinn dafür, wo die Gebäude der berühmten Harvard University sind, wo

man Lowell und Prescott begraben hat und wo Professor Agassiz's Museum ist. Er ist im Eilzug von New York nach Boston gefahren, dort in die elektrische Schnellbahn umgestiegen. Nur keine Minute verlieren, ehe man Gewißheit hat, wo sich dieser Dr. Fuchs befindet.

„Kommen Sie doch herein“, sagt Christel Heinemann und nötigt den etwas verstörten Besucher in das Wohnzimmer. „Sie suchen meinen Bruder?“

„Ja, ich bin ein Freund von Klaus! Ich habe als Chemiker mit ihm zusammengearbeitet. Nun habe ich eine recht wichtige Nachricht für ihn. Wo kann ich ihn erreichen?“

„Ja, warten Sie mal. Er ist gestern weitergefahren. Er hat erzählt, er müsse sofort nach einem Ort, der so schwer auszusprechen war. Es war etwas mit Los Ala... Ich habe es vergessen! Können Sie mir helfen?“

Harry Gold ist so aufgeregt, daß er vielleicht etwas unvorsichtig ist:

„Kann es Los Alamos gewesen sein?“

Christel Heinemann lacht auf: „Genauso hat es geheißen! Ich habe keine Ahnung, wo dieser Platz liegt. Irrendwo im Süden, möchte ich annehmen!“

Harry Gold ist wieder ganz Herr seiner Worte und seiner Miene.

„Sie haben da woher netze Kinderchen“, lächelt er wolverzogen. „Lassen Sie sie doch mal hereinkommen!“

„Das ist Klaus“, meldet die stolze Mama. „Und dies ist der Onkel... Wie war doch Ihr Name?“

Der Mann, der zu Besuch gekommen ist, sagt einen Namen, aber wenn Frau Christel Heinemann ehrlich sein soll, so hat sie ihn abermals nicht gut verstanden. Es war so etwas wie James Dawson...

In diesem Augenblick hört man die Haustür klicken. Es ist jemand gekommen. Frau Christel hat sich herumgedreht. Sie will ihrem Mann entgegengehen, so kann sie nicht sehen, wie dieser James — oder wie er nun heißen mag — plötzlich völlig verändert ist. Er sitzt zusammengesunken im Sessel. Seine sonst blasierten Augen haben etwas von einem in die Enge getriebenen Fuchs bekommen, der ein Loch sucht, um auszubrechen.

„Mein Mann ist gekommen! Robert komm herein! Hier ist ein Freund von Klaus!“

Robert Heinemann ist Privatdozent an der Harvard University. Er ist abgespannt nach zwei langen Vorlesungen.

„Woher kommen Sie denn?“ fragt er den Gast eigentlich mehr der Form nach. „Wie? Von Philadelphia? Interessant, ich finde den Platz sehr nett! Mit dem Wagen hierher gekommen? Nein, mit dem Zuge? Ist auch bequem! Wollen Sie mit uns essen?“

Nein, der Besucher möchte nicht stören. Er hat auch wenig Zeit, muß den Nachtzug noch bekommen. Doch merkwürdigerweise hat er ein wenig Freundschaft mit dem sechsjährigen Jungen der Heinemanns geschlossen.

„Wenn ich mal wiederkomme, dann bringe ich dir einen Experimentierkasten für junge Chemiker mit, ja?“

„Sie haben auch Kinder?“ fragt Mrs. Heinemann angelegentlich.

„Doch, zwei recht kleine“, lügt Harry Gold. Dann geht er nach herzlichem Abschied.

Niemand bei Heinemanns macht sich noch viele Gedanken über den netten Mr. James Dawson (oder so ähnlich!).

Schade eigentlich, denn die Eheleute Heinemann werden mit diesem abendlichen Besucher noch sehr viele Schereien haben. Sie werden noch nächtelang über ihn nachzusinnen haben. Berge von Photos werden sich vor ihnen türmen. Tausende von gleichgültigen Männern werden sie auf Photos anblicken.



Viele Zeugen im ganzen Land werden pausenlos von der Polizei verhört

bekannte? Schicksale im Kampf um die Geheimnisse der Atombombe

„Nein, er ist nicht darunter!“ So wird Herr Robert Heinemann meinen.

„Vielleicht ist es dieser da“, wird Frau Christel sagen, und mit dieser Äußerung wird sie irgendeinem Menschen irgendwo zwischen San Francisco und Boston dann recht viel Unannehmlichkeiten bereiten.

„Und wie ist es mit dem Brief gewesen“, wird ein Beamter der FBI bei den Heinemanns forschen, nachdem er das Ehepaar mit mehr als dreihundert neuen Photos gelangweilt hat.

Nun, mit dem Brief hat es nicht allzuviel auf sich gehabt. Der abendliche Unbekannte Besucher hat vor seinem Fortgehen ein verschlossenes Kuvert bei Heinemanns gelassen.

„Senden Sie das Ihrem Bruder, wenn Sie seine Adresse wissen! Er wird Ihnen doch ganz sicher in den nächsten vier Wochen schreiben?“

Doch, das ist anzunehmen. Frau Christel legt das Kuvert fort, um es gegebenenfalls zu adressieren und an Klaus zu senden. Nein, aufgemacht hat sie es nicht. Das ist gegen ihr Prinzip, sich in fremde Angelegenheiten zu mischen.

Viel hätte Frau Christel auch mit der Zahl nicht anzufangen gewußt, die in dem Kuvert — mit Bleistift geschrieben — steckte.

„NEW YORK PLAZA 8-7821“

Was will man mit einer solchen Nummer schon anfangen, wenn man die harmlose Frau eines harmlosen Privatdozenten in Cambridge (Massachusetts) ist.

Als jedoch Dr. Klaus Fuchs etwa 14 Tage später den Umschlag mit der Nummer bekommt, meldet er wenige Minuten später bereits die Nummer in New York an.

„Hier Fuchs, was gibt es?“

Die Stimme: „Raymond muß Sie dringend sprechen!“

„Das läßt sich gut machen. Was schlagen Sie vor?“

Die Stimme: „Ich schlage Ihnen vor den 19. September abends um 6 Uhr an der Ramona School in Santa Fé. Einverstanden?“

„Ist in Ordnung! Ich werde da sein!“

Die Stimme: „Sie haben natürlich wieder allein mit Raymond zu tun!“

„Ist mir sehr recht. Bitte zu grüßen!“

Diese letzte Bitte scheint die Stimme in New York für überflüssig zu halten. Auf jeden Fall wird abgehängt. Das Gespräch ist beendet. Eine kurze — und wie es scheint — ganz unwichtige Vereinbarung. Aber in Wirklichkeit wird sich in Santa Fé etwas entscheiden, was vielleicht den Lauf der Welt verändert. Niemand wird das zunächst merken. Weder in Santa Fé noch in New York.

Der 19. September ist für Santa Fé, den Grand Canon und ganz New Mexico ein herrlicher Tag. Der Indianersommer läßt die Farben erglänzen. Die milde warme Luft, die von der Wüste her über die abendliche Landschaft streicht, hat Hunderte von Ausflüglern zum Aussichtsblick am Rio Grande del Norte geführt. Hier parken unzählige Wagen, deren Besitzer den Blick über die in blauen Schatten liegenden Berge genießen.

Fern glimmen jetzt die ersten Lichter von Santa Fé, und der weiße Dunst des Häusermeeres vermischt sich mit dem leuchtenden Gelb des Himmels.

„Welch wunderbares Land“, schwärmt Dr. Klaus Fuchs, als er eben zusammen mit Harry Gold aus einem alten Ford klettert und nun in Hemdsärmeln auf die Terrasse geht, von der man die Aussicht in die Ferne genießt.

„Ich hatte schon Sorge, daß Sie nicht kommen würden“, meint Harry Gold vorwurfsvoll. „Habe fast eine halbe Stunde an der Schule gewartet!“

„Ich habe Ferien, mein Lieber“, lächelt Dr. Klaus Fuchs. „Wir haben

einen sehr wichtigen Abschnitt unserer Fertigung erreicht. Nun werde ich ausspannen. Wahrscheinlich nach England zurückkehren! Ich habe es nötig, Raymond! Als ich die erste A-Bombe hier bei Alamogordo explodieren sah, war ich tagelang mit den Nerven fertig!“

„Sie haben alles mitgebracht?“ forscht Harry Gold.

„Alles, schlechthin alles. Was Sie heute bekommen, ist nicht mehr und nicht weniger, als der gesamte Fertigungsplan! Es gibt dann in dieser Sache nichts mehr zu berichten. Man könnte sich nur wiederholen. Und wo zu das?“

„Wollen wir uns nicht beeilen?“ Harry Gold hat plötzlich das unbestimmte Gefühl, man dürfe nicht mehr zögern. Dieser Doktor soll nur rasch sein Kuvert hergeben. Dann wird man sich trennen. Wozu noch lange die Landschaft betrachten!

„Das Kuvert bekommen Sie wie immer“, lächelt Dr. Fuchs. „Sie erhalten es, wenn wir uns verabschieden!“

Gewiß, so ist es vereinbart. Solange Dr. Fuchs die Formeln und Pläne in der Tasche hat, kann man die beiden Touristen gerne verhaften. Fuchs darf die Pläne bei sich tragen, er gehört ja zum Team, das sie gemacht hat. Erst in dem Augenblick, in dem er sie an Raymond übergibt, ist der Tatbestand des Verrats erfüllt. Also Raymond muß warten. Muß sich vom Dr. Fuchs noch vieles erzählen lassen:

„Ich habe auch meine Sorgen, Raymond“, plaudert der Doktor. „Mein Vater muß aus Leipzig heraus. Ich möchte ihn doch gerne mehr in meiner Nähe haben. Der alte Herr ist nett, aber vielleicht beruft er sich jetzt in der Ostzone darauf, daß ich mal in der KPD gewesen bin. Das kann dann auch unbefugten Spitzeln in die Hände fallen. Bis jetzt, so kommt es mir jedenfalls vor, hat man meine alten Bindungen noch nicht entdeckt!“

„Sonst stünden Sie heute nicht hier“, wirft Raymond ein.

„Dr. Fuchs früheres Mitglied der KPD! Das wäre ein Witz! Eine echte Sensation bei den Gesinnungsschnüfflern hier! Aber sagen Sie was Sie wollen, Raymond: ich habe die USA unterschätzt! Aus dem absoluten Nichts haben sie diese Waffe geschaffen, die alle künftigen Kriege verhindern könnte. Ich habe es nicht für möglich gehalten. Lieber Himmel, was steht diesen Leuten hier für ein Menschenmaterial an klugen Köpfen zur Verfügung! Ganze Teams, ganze Regimenter von Forschern! Einer so klug wie der andere.“

Auch Harry Gold hat sich im Laufe der Unterhaltung verändert. In wenigen Minuten hat er das Kuvert in der Hand, das das Geheimnis der Geheimnisse birgt. Er, der kleine Agent, der jahrelange Zuträger, den man trat, den man schikanierte, er kann nun vor John und seine Hintermänner treten und sein Meisterstück abliefern...

Und dieser Triumph, dieser Sieg, er ist sein Eigentum. Niemand kann davon wissen. Nur er allein genießt ihn heimlich und im verborgenen!

Als die Dunkelheit über Santa Fé hereingebrochen ist, gehen die beiden Männer zum Wagen zurück und fahren in die nahe Stadt.

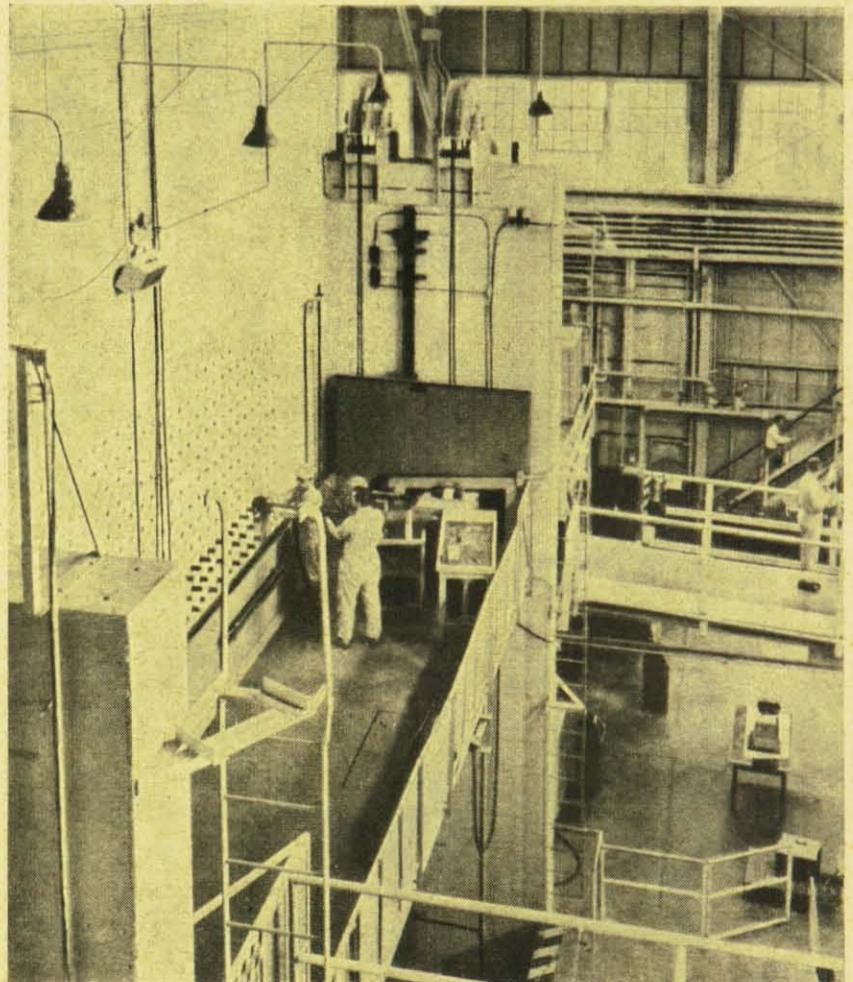
Als die ersten Lichtreklamen kommen, hält Dr. Fuchs an. Er wartet unbeweglich im Wagen, ob ein anderes Auto folgt. Ein paar alte Indianer gehen mit steinernem Gesicht vorüber. Jetzt sind sie vorbei.

„Hier ist das Kuvert“, sagt Dr. Fuchs und reicht den Umschlag hinüber. „Am besten wird es sein, Sie steigen jetzt aus! Alles Gute übrigens...“

(Fortsetzung folgt)



Auch auf Robert Oppenheimer fällt der Schatten eines Verdachts.



In diesem Versuchs-Werk in den USA spionierte Dr. Klaus Fuchs.



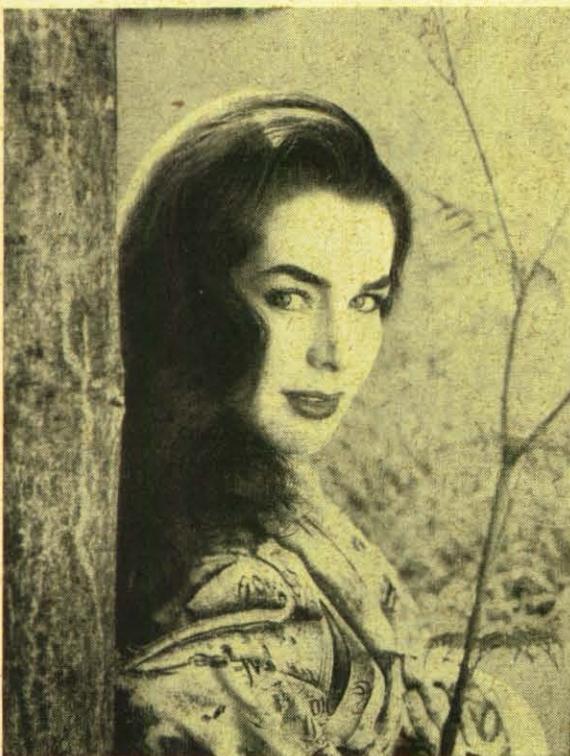
Der Stolz der ganzen Familie ist der kleine Sohn, der sich hier mit seiner berühmten Mutter dem Fotografen stellte.

Zu Hause bei

Marianne Koch

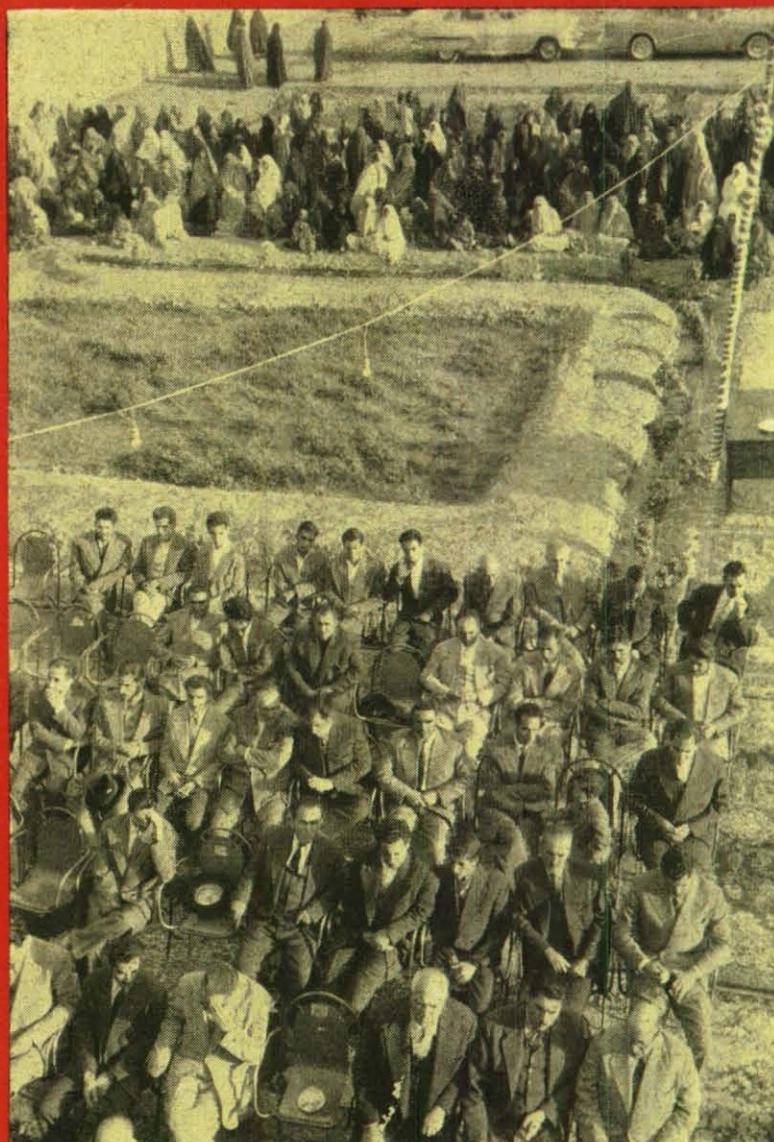


Ein Schnappschuß im Garten für das Familienalbum, der wiederum von unserem Fotografen belauscht wurde. Der getreue Wächter des Hauses ist natürlich mit dabei.



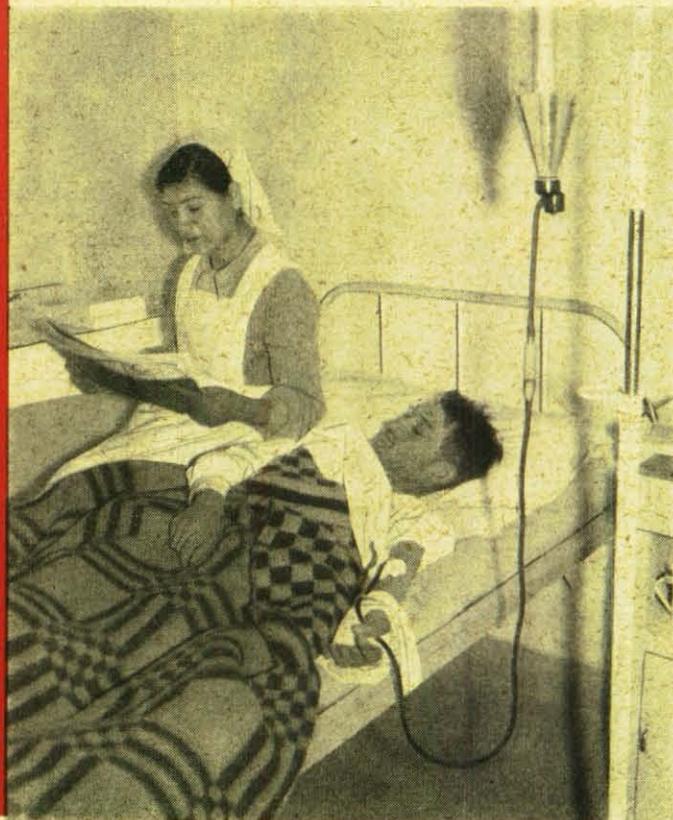
Die beliebte Darstellerin wurde am 19. August 1931 geboren. Die Mutter war Pianistin, der Vater Kaufmann. Nach ihrem Abitur im Jahre 1949 begann sie ihr Medizinstudium an der Münchner Universität. Schon 1950 wurde sie für den Film entdeckt und erhielt bereits 1955 den Bundesfilmpreis für ihre Rolle in „Des Teufels General“. Zwischen ihrer Filmarbeit fand sie noch Gelegenheit, ihr Medizinstudium fortzusetzen. 1953 machte sie ihr Physikikum. Im gleichen Jahr heiratete sie einen Arzt. Sie bat uns, den Namen nicht zu nennen, da die Ärztekammer dies als Reklame auffassen und als „unethisch“ bewerten würde. Im Herbst 1955 erhielt Marianne Koch das erste Angebot aus Hollywood. Ihre beiden ersten amerikanischen Filme mit den Titeln „Wem die Sterne leuchten“ und „Der letzte Akkord“ sind auch bei uns zu sehen.

TYRANN OPIUM



Auch hinter Schleier dringt die Belehrung. In Versammlungen klärt man die Perser über die unheilvollen Folgen des Opiumgenusses auf. Männer und Frauen halten sich voneinander getrennt. Aber hinter ihren Schleieren lauschen die Frauen ebenso aufmerksam.

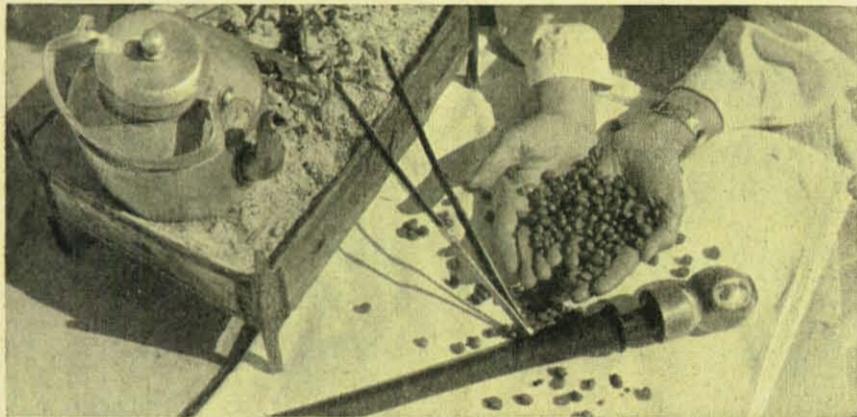
Rausch gegen Rausch! Bei den Heilkuren wird ein Geheimmedikament angewendet. Es erzeugt einen Rauschzustand, der Kranke versinkt in Schlaf. Eine Schwester liest ihm vor, bis er eindämmert. Binnen 10 Tagen entgiftet das Medikament dann das durchsuchte Blut.





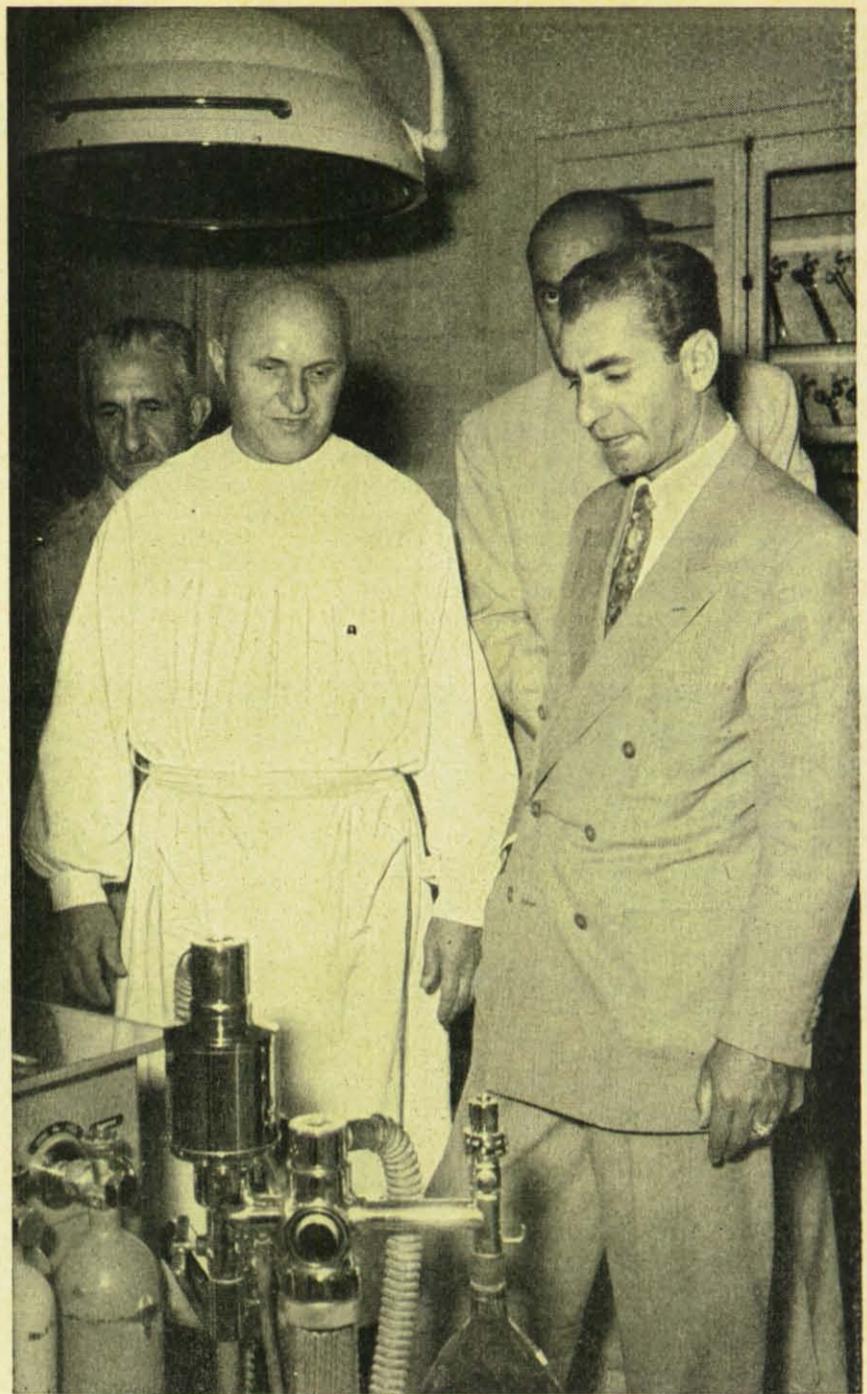
Die Traumiabrik in der Pfeife. Hier ist alles beisammen, was der Opiumraucher für seine Orgie braucht: im Holzkohlenfeuer wird der tönerner Pfeifenkopf erwärmt, dann ein erbsengroßes Opiumkügelchen auf ihm angeklebt. Mit einer Pinzette wird etwas Glut an das Opium gebracht — der erste Zug aus der Pfeife kann erfolgen. Gierig saugt der Süchtige das verdampfende Opium in die Lunge ein. Dazwischen trinkt er Tee und raucht eine Zigarette nach der anderen. Wenn er einige Kügelchen aufgeraucht hat, stellt der ersehnte Rausch sich ein, der Raucher wird von betörenden Träumen umwogt, die Härte des Lebens versinkt hinter diesen Traumgebilden. In Wirklichkeit ist das, was ihm das Paradies scheint, die Hölle, aus der Tyrann Opium ihn nie mehr losläßt. Schlimm ist nicht nur die Ernüchterung nach dem Rausch, verhängnisvoller ist die Untergrabung seiner Gesundheit und seiner Moral, die das tückische Gift in starkem Maße bewirkt.

Schah Mohammed Reza Pahlevi hat es sich zum Ziele gesetzt, sein Volk von einem gefährlichen Feinde zu befreien. Das Volk ist verseucht von der Opiumsucht, in manchen Landstrichen sind 60 Prozent der Einwohner von dieser „Seuche“ ergriffen, die schlimmer ist als jede Infektionskrankheit. Persiens Bevölkerung ist arm. Von des Lebens Mühsal sucht sie Vergessen in den beseligenden Träumen, die das Opium ihr verschafft. Wie hoch sie diesen Trost bezahlen, wissen die Opfer nicht — bis es zu spät ist und sie nur noch menschliche Wracks sind. Mit Entwöhnung und Entzug allein ist es nicht getan. Der Anbau des Mohns, der Pflanze, die das Opium liefert, wurde unter Kontrolle gestellt. Freilich verstehen es Findige, Mohnanpflanzungen inmitten von Kornfeldern anzulegen, so daß sie der Polizeikontrolle entzogen sind. Jetzt sollen Hubschrauber eingesetzt werden, um aus der Vogelschau die „schwarzen“ Mohnfelder zu entdecken. Beamte, Soldaten, Offiziere, die als Benutzer von Rauschgiften überführt oder verdächtig sind, bleiben von Rangerhöhungen ausgeschlossen. Mit allen Mitteln kämpft der Schah gegen den Volksfeind Opium. Viele erfahrene Ärzte stehen ihm dabei zur Seite.



Eine Handvoll „Traumkügelchen“, Opiumkügelchen. Gelangte das in ihnen enthaltene Opium auf einmal in die Blutbahn, so wäre die Menge imstande, 20 Menschen zu töten. Und das ist das „Wochenpensum“ des Opiumrauchers! Mit Holzkohlenfeuer, Pinzette und Pfeife gewinnt er den Kügelchen seinen Rausch ab. Die Gefahr des Opiumrauchens liegt darin, daß der Süchtige von seinem geliebten Gift aus eigener Kraft nicht mehr ablassen kann und alles daransetzt, in den Besitz des „Betriebsstoffes“ zu kommen. Der Schleichhandel beutet den Widerstandslosen völlig aus. Gesundheitlicher, wirtschaftlicher und moralischer Ruin sind schließlich das Ende des wunderbaren Traumes.

Befreit aus den Klauen der Sucht sind diese beiden Frauen. Dr. Oberascher ist ihr Retter. Er ist Arzt an einer Klinik, an der Entwöhnungskuren durchgeführt werden. Man kann dem Süchtigen das begehrte Gift nicht von heute auf morgen entziehen. Schwere Gesundheitsstörungen wären die Folge. Dr. Oberascher führt die Entwöhnung in einer 10-Tage-Kur durch. Die alte Frau und das 15jährige Mädchen gehören zu denjenigen, welche sich freiwillig zur Kur gemeldet haben. Die Kosten nimmt ihnen zum größten Teil der Staat ab, der ein dringendes Interesse daran hat, das Laster der Opiumsucht bei seinen Angehörigen mit Stumpf und Stiel auszurotten.



Schah bietet dem Opium Schach. Mohammed Reza Pahlevi setzt alles daran, sein Volk vom Laster des Opiumrauchens zu befreien. Hier unterhält er sich mit einem Meister der Entwöhnung, Dr. med. Hermann Oberascher, dem Arzt österreichischer Herkunft, der in Persien wirkt.

Das hätte der Kranke sich sparen können! Dr. Oberascher zeigt hier eine Niere mit Nierensteinen. Man hatte sie einem Opiumsüchtigen entfernen müssen. Opium verursacht Stoffwechselstörungen und führt zu Steinbildung. Der Anblick der Niere war belehrender als Worte.



Drei Mann auf einem Pferd

Die Geschichte beginnt damit, daß Erwin Tucke (Walter Giller), der begabte Dichter gängiger Postkartenverse, den Extra-Auftrag erhält, für die Barsängerin Kitty (Nadja Tiller) schnell einen Schlagertext zu machen, der allerdings kein „S“ enthalten darf, denn Kitty (unser Bild) lispelt. Kein Problem für Erwin, zumal er sich in der „Jockey-Bar“ vom ungewohnten Whisky beflügeln läßt. An der Theke sitzen drei windschiefe Burschen (Theo Linggen, Kurt Meisel und Walter Groß), die auf unserem rechten Bild ein Auge riskieren. Der Dichterling fängt einige Worte ihres Gesprächs auf. Die Kerle sprechen von Pferden. Erwin versteht zwar nichts von Pferden, aber er beschäftigt sich mit Tipssystemen wie andere Leute mit Kreuzwortsrätseln. Und seine Tipps stimmen immer. Nur gewonnen hat er noch nie. Kann er auch nicht, denn er betreibt das Tippen nur so zum Sport, ohne jemals eine Mark gesetzt zu haben. Wenn der Post-

karten-Dichter geahnt hätte, was ihm bevorsteht, hätte er sich gewiß nicht in das Pferdegespräch der drei Ganoven eingemischt. Der Alkohol jedoch hat all seine Zurückhaltung hinweggespült. Er gibt den drei Burschen Tipps, die sich als todsicher herausstellen. Und nun sind die drei fest entschlossen, diesen „Goldjungen“ für sich zu gewinnen, wenn es sein muß mit Gewalt! In einem strengbewachten Zimmer der „Jockey-Bar“ wird Erwin gefangengesetzt und muß dort Tipreihen am laufenden Band ausknobeln. Die Gangster behandeln ihn wie ein rohes Ei und lesen ihm jeden Wunsch von den Augen ab. Nur nach Hause darf er nicht. Die besagte „Künstlerin“ Kitty ist beauftragt, das junge „Genie“ mit allen Mitteln in Tip-Laune zu halten. — Mehr wollen wir der gleichnamigen Theaterstück gedreht wird, nicht vorwegnehmen.

Fotos (2): Berolina/Europa/Wesel



**Drei Mann
riskieren
ein Auge**

ZB